



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der Domherr

historischer Roman

Temme, Jodocus Donatus Hubertus

Leipzig, 1867

Erstes Kapitel. Abenteuer des Domherrn auf einer Reise von Düsseldorf bis in das Hessenland durch die westfälischen Haiden.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-53954](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-53954)

Erstes Kapitel.

Abenteuer des Domherrn auf einer Reise von Düsseldorf
bis in das Hessenland durch die westfälischen Haiden.

Durch die weiten, fast unabsehbaren westfälischen Haiden fuhr eine vierspännige Extrapost.

In dem Wagen saß ein einzelner Herr. Es war ein kleiner Mann, etwas stark, mit krausen grauen Haaren, blizenden Augen, einem lebhaften Gesichte. Er konnte im Anfange der sechziger Jahre stehen, schien aber noch rüstig zu sein wie ein Vierziger. Er trug einfache graue Sommerkleidung, auf der Brust ein Domherrnkreuz.

In einem Coupé hinter dem Wagen saß ein Bedienter, gleichfalls ein ältlicher Mann.

Es war früher Morgen, aber die Sonne brannte schon heiß; sie war seit einer Stunde und länger aufgegangen.

Es war am fünfzehnten Juni des Jahres Eintausend achthundert und fünfzehn.

Die Pferde der Extrapost liefen im scharfen Trab,

fast im Galopp über die trockene, ebene Heide dahin, Wenn sie sich Ruhe gönnen wollten, hieb der Postillon immer von neuem auf sie ein.

Er hatte seinen Grund dazu.

„Fährst Du die Meile in einer halben Stunde, Schwager“, hatte der kleine Herr mit dem Domherrnkreuze zu ihm gesagt, „so bekommst Du außer Deinem gesetzlichen Trinkgelde einen Kronthaler.“

Da hätte der Postillon für sein Leben an der halben Stunde keine halbe Minute versäumen mögen.

Auch der kleine Herr hatte seinen Grund, daß die Pferde in der Meile eine halbe Stunde zurücklegen sollten.

Er hatte am Abend vorher zu Düsseldorf, wo er wohnte, zu derselben Zeit zwei Briefe erhalten.

„Ah, ah, von Gisbert“, hatte er gerufen, als er die Aufschrift des ersten sah. „Und aus Namur, vom Kriegsschauplatze! Gestern Abend aufgegeben, am dreizehnten. Da wird man ja endlich etwas erfahren. Seit vierzehn Tagen stehen sich die Armeen kampfbereit gegenüber, und man hat noch nicht einmal von einem Vorpostengefecht gehört, wo die ganze Welt auf eine entscheidende Schlacht wartet. Die Welt ist zwar einfältig genug, doch es ist nun einmal so.“

Indeß, ehe er den Brief öffnete, warf er einen Blick auf die Aufschrift des zweiten.

„Ha, ha, von der Gisbertine?“ rief er. „Das ist ja ein sonderbares Zusammentreffen! Und was mag sie wollen? Gerade heute? Gewissensbisse?“

Er legte doch den ersten Brief, den von Gisbert vom Kriegsschauplatze, zurück und erbrach und las zuerst den zweiten, von der Gisbertine, von der er meinte, sie könne Gewissensbisse haben.

Er mußte sich hierin getäuscht haben.

„Zum —“ sagte er.

Das Domherrnkreuz auf seiner Brust ließ ihn wohl den Fluch nicht vollenden, den er auf der Zunge hatte. Aber ärgerlich fuhr er fort:

„Uebermorgen Nachmittag in Paderborn, und wenn da nicht, zum Abend in Hofgeismar! Da haben wir die ganze rücksichtslose Gisbertine. Und ich dachte an Gewissensbisse! Die! Aber der Alte ist bei ihr — mit seinen Wunden! Und — und — lesen wir auch den andern Brief.“

Er öffnete und las den andern Brief, und er las lange daran und sprach dazwischen und schüttelte den Kopf und wurde wieder ärgerlich und schüttelte wieder den Kopf.

„Der arme Junge! Also sie stehen wirklich vor einer Schlacht! Einer Hauptschlacht! Vielleicht schon heute! Gewiß morgen, am fünfzehnten! Wenn der brave

Bursche todtgeschossen würde! Und wofür? Von Freiheitskrieg sprechen sie! Wen wollen sie denn befreien? — Und wer hätte ihn in den Tod gejagt? Sie! Sie! — Ha, was ist das? — Frau? Kind? In Wesel soll ich Nachricht erhalten! Und wenn da nicht, in Warendorf. Und unterbringen! Ich? Ich soll anderer Leute Frauen und Kinder unterbringen? Wie ein Narr mit ihnen durch die Welt ziehen? Es paßt hübsch zu dem Domherrnkreuz! — Aber in Noth! Und es hat Eile! Ja, ja, und auch die Gisbertine hat es eilig! Wer soll warten? Die eine in Noth! Die andere wird mir die Augen auskratzen und dem alten General ein neues Wundfieber an den Hals ärgern! — Ha, und nun das Testament noch! Was mag darin stehen? Aber was geht das mich an? Wie richte ich nur das Andere ein?"

Er durchmaß mit großen Schritten sein Zimmer, doch nicht lange. Er schien bei seiner Lebhaftigkeit auch der Mann des raschen Entschlusses zu sein.

Er zog eine Klingelschnur.

Sein alter Bedienter erschien.

„Johann, ist der Rejewagen fertig?"

„Zu Befehl, Hochwürden Gnaden.“

„Bestell' vier Extrapostpferde. In einer Viertelstunde müssen sie hier sein.“

„Wohin, Euer Gnaden?"

„Nach Wesel.“

„Nach Wesel?“

„Kümmere Dich um Deine Sachen, und meine pack' ein.“

„Werden Hochwürden Gnaden lange ausbleiben?“

„Sechs Wochen, acht Wochen, wie es kommt. Wir gehen nach Hofgeismar.“

„Euer Gnaden wollten ja erst später hin.“

„Ich fahre jetzt. Mach' Dich fertig!“

Der Bediente ging.

Der Domherr ordnete in seinen Papieren, nahm Geld, verschloß Secretäre und Kommoden, kleidete sich für die Reise an. Alles ging rasch, wie im Fluge, und doch nicht übereilt. Er war fertig, als der alte Diener wieder in das Zimmer trat.

„Hochwürden Gnaden, der Wagen ist angespannt.“

„Und die Koffer?“

„Gepackt und aufgeschnallt.“

„Und Du?“

„Reisefertig, wie Euer Gnaden sehen.“

„Und der Hauswirth?“

„Benachrichtigt und instruiert.“

„Komm.“

Er verließ das Zimmer, das Haus.

Der Diener folgte ihm.

Draußen auf der Straße hielt der mit vier Extrapostpferden bespannte Wagen.

Der Domherr stieg hinein.

Der Bediente setzte sich hintenauf in das Coupé des Wagens.

Der Domherr sagte zu dem Postillon:

„Schwager, wenn Du die Meile in einer halben Stunde fährst, so bekommst Du außer Deinem gesetzlichen Trinkgeld einer Kronthaler, sonst nichts, als was Dir zukommt. Du kannst es Deinem Nachfolger auf der nächsten Station sagen, und der kann es weiter sagen, so weit ich fahre.“

Der Postillon hieb auf seine Pferde, und Pferde und Wagen flogen dahin, daß man meinte, der Wagen oder die Straßen Düsseldorfs müßten einbrechen. Aber der Reisewagen des Domherrn war gut, und auch die Straßen Düsseldorfs sind es.

Um zehn Uhr abends war der Domherr in Wesel.

„Frische Pferde, nach Münster hin, in einer Viertelstunde“, bestellte er.

„Wo wohnt hier die Kriegsräthin Fahrner?“ fragte er dann.

Man nannte ihm eine Straße.

„Weit von hier?“

„Fünf Minuten.“

„Führen Sie mich hin.“

Er wurde hingeführt zu einem kleinen alten Hause in einer engen Nebengasse.

Das Haus war verschlossen; die Bewohner lagen schon im Schlafe, wenigstens meist; er mußte eine Klingel ziehen, dann lange warten.

„Wie kann man so früh schlafen gehen?“ schalt er. „Und gar am Rhein und in einer so schönen Sommernacht? Aber was ist hier der Rhein und die Sommernacht? Gott erbarme sich über all den Jammer, die Schmerzen, das Blut, das Elend, die Verzweiflung, die diese Nacht begräbt!“

Die Thür wurde geöffnet.

„Wer ist da?“ fragte eine verschlafene Magd.

„Wohnt hier die Kriegsräthin Fahrner?“

„Ja.“

„Zu Hause?“

„Ja, aber zu Bett.“

„Dienen Sie bei ihr?“

„Ja.“

„Wecken Sie sie.“

„Sie wollen sie sprechen?“

„Warum würde ich sie sonst wecken lassen?“

„Ihr Name?“

„Ein Fremder.“

Die Magd ging kopfschüttelnd in das Haus zurück und ließ die Thür offen stehen.

Der Domherr folgte ihr eine Treppe hinauf.

Oben mußte er wieder warten.

Er schalt nicht wieder.

„Die arme Frau!“ sagte er. „Vielleicht hat sie sei langer Zeit zum ersten Male einen ruhigen Schlaf. Ich störe ihn ihr für lange Zeit.“

Die Magd kam zurück.

„Treten Sie hier ein. Die Frau Kriegsräthin wird sogleich kommen.“

Sie führte ihn in ein kleines Stübchen.

Es waren wenige, alte und veraltete Möbel darin, aber Alles war sauber und ordentlich. Es war so recht ein kleines bürgerliches Zimmer einer kleinen Beamtenfamilie, vielleicht einer Beamtenwitwe.“

Kriegsrath war damals in Preußen ein Titel für Secretäre und andere Subalternbeamte der Militärbehörden.

Eine ältliche Frau erschien, gedrückt, etwas leidend.

„Frau Kriegsräthin Fahrner?“ fragte der Domherr.

„Mein Name, mein Herr. Und wen habe ich die Ehre?“

„Mein Name thut nichts zur Sache, wenigstens vorläufig nicht. Madame, Sie sind Wittwe?“

„Schon seit länger als Jahresfrist.“

„Sie haben eine Tochter? Agathe heißt sie —“

Die Frau sah ihn erschrocken an.

„Mein einziges Kind!“ sagte sie.

„So! Ist sie bei Ihnen?“

„Nein.“

„Haben Sie Nachricht von ihr?“

„Haben Sie welche, mein Herr?“ fragte die Frau rasch, mit angehaltenem Athem.

„Nein! Ich wollte mich eben bei Ihnen nach ihr erkundigen.“

„O mein Gott!“ rief schmerzlich die Wittve.

„Erzählen Sie mir von ihr, Madame“, sagte der Domherr.

Die Frau sah ihn zweifelhaft an.

„Sie können es wagen, Madame“, sagte er. „Ich suche Ihre Tochter, um für sie zu sorgen, und mich dünkt, ich sehe nicht aus wie ein Spitzbube.“

Die Frau sah ihn an.

Der kleine Domherr hatte trotz seiner krausen Haare und blitzenden Augen Stolz und Adel und zugleich etwas Gutmüthiges in seinem Wesen.

Sie vertraute ihm.

„Mein armes Kind ist schon seit langer Zeit verschwunden“, sagte sie.

„Sie haben gar keine Nachricht, keine Spur von ihr?“

„Nicht die geringste.“

„Sie ist oder sie war verheirathet?“

„An einen sehr braven Mann, den Regierungsrath Mahlberg. Sie lernte ihn in Breslau kennen, wo er Assessor und mein Mann Secretär bei der Regierung war. Als er Regierungsrath wurde, heiratheten sie sich.“

„Wann war das?“

„Vor jetzt drei Jahren, im Sommer 1812.“

„Die Beiden liebten sich?“

„O mein Herr, ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr, und wie glücklich sie in ihrer Liebe waren.“

„Und wie lange dauerte dieses Glück? Erzählen Sie weiter, Madame.“

„Im Februar 1813 begann der Krieg mit den Franzosen. Der König erließ jenen Aufruf an alle waffenfähigen Männer Preußens. Mein Schwiegersohn Mahlberg war einer der ersten, die ihm folgten. Seine Frau blieb bei uns in Breslau zurück. Unsere Truppen siegten. Die Franzosen wurden über den Rhein gejagt. Der König erhielt seine Länder zurück, die ihm Napoleon entzogen hatte, auch seine westfälischen Provinzen. Die alten Behörden wurden darin wieder eingesetzt. Mein Mann kehrte hierher nach Wesel als Kriegsrath bei der Intendantur zurück. Mahlberg wurde zur Belohnung seines

Muthes, den er im Felde bewiesen, mit Gehaltserhöhung bei der wieder eingesetzten Regierung zu Minden angestellt. Er erhielt nach der Schlacht bei Leipzig von seinem Regiment einen kurzen Urlaub, um seine neue Stelle zu übernehmen und zugleich seine Frau nach Minden zu bringen. Zu uns nach Wesel mochte er sie nicht führen; der Lazarethtyphus herrschte hier; mein armer Mann wurde bald ein Opfer der verheerenden Krankheit. In Breslau, wo wir sehr eingezogen gelebt und wenige Menschen gekannt hatten, mochte er sie nicht allein zurücklassen. Meine Tochter war freilich auch in Minden nicht glücklich. Sie war getrennt von dem Manne, den sie liebte; sie mußte bald die Nachricht von dem Tode ihres Vaters erhalten. Sie schrieb in der ersten Zeit oft an mich, später seltener. Auf einmal bekam ich gar keine Nachricht mehr von ihr. Es war sehr kurze Zeit vor Beendigung des Kriegs. Am 31. März vorigen Jahres waren unsere Truppen in Paris eingerückt. Der Krieg war damit zu Ende. Vierzehn Tage später war mein Schwiegerohn hier bei mir. Er fragte nach seiner Frau. Auch er hatte seit langer Zeit keine Nachricht von ihr gehabt, schon seit Weihnachten nicht mehr. Er hatte bald nach der Einnahme von Paris Urlaub genommen und war nach Minden gereist, hatte sie aber nicht mehr dort gefunden. Sie war seit längerer Zeit fort; sie war plötzlich

abgereist; warum, wohin, wußte Niemand. Sie war in der letzten Zeit sehr still und traurig gewesen und hatte fast keinen Menschen gesprochen. Mein Schwiegersohn hatte acht Tage lang nach ihr geforscht, gesucht in der Umgegend von Minden, bei allen Bekannten. Er fand sie nirgends, Niemand konnte ihm etwas von ihr sagen. Sie war und blieb spurlos verschwunden. Da kam er zu mir. Auch ich wußte nichts von ihr. Er hatte keine Ahnung, warum sie sich entfernt habe, wo sie sein möge; auch ich hatte keine. Ich hatte nicht einmal einen Anhalt, um mir Gedanken darüber machen zu können. Er sprach nicht darüber. Er mußte zu seinem Regiment nach Frankreich zurück. Ich hörte dann auch von ihm nichts mehr. Von meiner Tochter bringen Sie seitdem mir die erste Nachricht. Aber Sie haben ja auch keine?"

Die Frau sprach die letzten Worte ängstlich fragend. Der Domherr hatte ihr schweigend zugehört.

„Nein“, sagte er.

„Aber etwas müssen Sie doch wissen, mein Herr?“

„Ich habe nur den Auftrag, mich nach ihr zu erkundigen und, wenn sie in Noth ist, ihr zu helfen.“

„Von wem?“

„Von Jemand, den Sie nicht kennen.“

„Der aber mein Kind kennt?“

„So wenig wie ich. Leben Sie wohl, Madame.“

Die Frau hatte weinend ihr Gesicht verhüllt.

Der Domherr hielt seinen Schritt an.

„Madame, wenn ich Nachricht von Ihrer Tochter erhalten habe, theile ich sie Ihnen mit.“

„O mein Herr, wie werde ich Ihnen dankbar sein!“

„Hm, hm“, sagte der Domherr draußen auf dem Rückwege zur Post, „ein Räthsel liegt da vor. Wird es das Räthsel eines Verbrechens sein? Hole der Kukuf diesen Krieger! Auch der Junge, der Gisbert! Und die Gisbertine!“

Seine Pferde standen bereit. Er fuhr mit seinem alten Diener weiter, in die tiefere Nacht hinein.

Er konnte ein paar Stunden schlafen.

Als er erwachte, war eben die Sonne aufgegangen.

Er war mitten in einer jener langen und langweiligen Haiden, durch welche die schon vom Kaiser Napoleon angelegte große Chaussee von Wesel nach Münster und weiter läuft.

Die Sonne war an dem klarsten, reinsten Himmel aufgegangen; kein Wölkchen zog ihr vorher, folgte ihr. So stand sie voll hinten am Rande der unabsehbaren Haide, in gerader Richtung vor dem Domherrn, als er erwachte. Er fuhr von Westen nach Osten. Sie stand dunkelroth vor ihm und so groß; sie sah ihn an wie ein gigantisches Blutgesicht.

Er mußte sich schütteln. Ein Grauen erfaßte ihn; die Morgenkälte trat hinzu.

„Heute ist ja der fünfzehnte. Gewiß heute werde es zur Schlacht kommen, schrieb er ja. Sie werden früh an die heiße Arbeit gehen. Mit der blutigen Sonne da! Wie Mancher sieht sie zum letzten Male! Vielleicht in diesem Augenblick schon! Auch Gisbert? — Was schreibt er denn? Ich las den Brief nur eilig.“

Er hatte die beiden Briefe, die er gestern erhielt, zu sich gesteckt; er zog sie hervor. Er wollte sie nochmals lesen. Es vertrieb ihm ja auch die Zeit in der langweiligen Haide, in der er nichts sah als das graue Haidekraut. Nur von dem Briefe Gisbert's hatte er gesprochen. Aber die beiden Briefe staken beisammen, und um den einen zu lesen, hatte er den andern mit hervorziehen müssen, und als er sie beide in der Hand hielt, ging es ihm wieder wie am gestrigen Abende, er las wieder zuerst den Brief der Dame Gisbertine.

Er lautete:

„Lieber Onkel! Der Onkel Steinau ist noch immer von seinen Wunden nicht ganz genesen. Namentlich hat er in dem zerschossenen Beine noch sehr heftige Schmerzen und eine solche Schwäche, daß er auf zwei Krücken gehen muß. Die Aerzte wollen daher, daß er in ein Bad gehe. Sie wollten ihn nach Pyrmont schicken. Mir fiel etwas

Anderes ein. Du bist der langjährige Stammgast des Bades Hofgeismar und wirst auch in diesem Jahre wieder hingehen. Der Onkel Steinau bedarf ebenso sehr der Zerstreuung und Aufmunterung wie des Brunnenwassers. Denn daß er diesmal hat zurückbleiben müssen, daß er nicht wieder mit über den Rhein ziehen konnte, daß dort diesmal ohne ihn gekämpft wird, das ist es, was ihn krank, unglücklich, elend macht. In Pyrmont wäre er allein, ohne irgend einen Bekannten. In Hofgeismar bist Du mit Deiner Liebe, Deiner Freundschaft, Deinem Humor. Ueberdies sehne auch ich mich, Dich, lieber Onkel, wiederzusehen. Ich soll nämlich den Onkel Steinau begleiten. Da fragte ich die Aerzte, ob Hofgeismar dieselben Dienste leiste wie Pyrmont. Sie sagten ja. Der Onkel Steinau war gleichfalls einverstanden. So gehen wir nach Hofgeismar, und da habe ich eine Bitte an Dich. Sie besteht darin, Dich so einzurichten, daß Du mit uns zusammen in Hofgeismar ankommst, damit Du, der Du Alles da kennst, für uns, die wir völlig unbekannt dort sind, Wohnung und was sonst erforderlich ist, besorgen kannst. Wir reisen heute von Berlin ab und werden am 15. dieses Monats um Mittag in Paderborn sein. An der Post dort wirst Du uns finden. Wir fahren von da zusammen weiter. Sollten wir nicht da sein, so haben wir einen andern

Weg genommen und werden dann um sieben Uhr abends in Hofgeismar eintreffen, wo wir Dich schon anwesend und ein Quartier, von Dir für uns bestellt, schon vorzufinden hoffen. Adieu, lieber Onkel, auf Wiedersehen. Deine Gisbertine. N. S. Verzeih', daß ich so spät, unmittelbar vor unserer Abreise, an Dich schreibe. Ich war vorher zu viel mit Einpacken beschäftigt."

Das war der Brief Gibertinens.

Der Domherr ärgerte sich doch wieder, als er ihn gelesen hatte.

„Diese Rücksichtslosigkeit! Als sie mit ihrem Einpacken fertig war, da war es noch Zeit genug, an mich zu schreiben, mich zu ihrem Reisekurier, ihrem Commissionär zu machen. Ich kann nun Tag und Nacht eilen, mich rädern lassen in diesen alten westfälischen Haiden, auf jeder der vierzig Stationen einen Kronthaler Trinkgeld bezahlen, damit sie mit Bequemlichkeit ihre Sachen einpacken konnte. Und von dem Gisbert kein Wort. Und sie hat doch den armen Menschen — o, sie hat kein Herz. Sie kann nur die Leute tyrannisiren. Der arme Steinau! Was er gewollt hat, darauf kam es nicht an. Sie wollte nach Hofgeismar, da mußte er mit. Und was will sie in dem kleinen Bade? Sie habe eine Sehnsucht nach mir? Hätte Sie doch noch ein Gewissen? Also auch ein Herz?

Herz — Gewissen — ha, was ist denn das eine, was das andere? Lesen wir den zweiten Brief.“

Er las den zweiten Brief.

Derfelbe lautete folgendermaßen:

„Lieber Onkel Florens! Wir gehen hier ernstest Stunden entgegen; wir stehen unmittelbar vor ihnen.“

Er unterbrach sich in seinem Lesen.

Die Sonne war höher, der Tag war heller heraufgestiegen. In der Haide, die anfangs leer gewesen, sah man schon einzelne Menschen. Es waren geringe Bauersleute und Arbeiter aus den vereinzelt am Wege gelegenen kleinen Häusern oder auch den Dörfern, die in weiterer Entfernung aus der Haide hervorblickten. Sie waren mit Hacken, mit Schaufeln, mit Körben und kleinen Handwagen da, zum Stechen und Hauen von Flaggen, die zum Dünger ihrer Gärtchen, zum Heizen, zu Anderem gebraucht werden sollten. Männer und Frauen und Kinder waren da; die Frauen hatten die Säuglinge mitgebracht, in den Armen, in den Körben, den kleinen Handwagen. Die ersten, die man an dem kaum erwachten Morgen so sah, waren noch auf dem Wege zu der Arbeit. Eine Strecke weiter waren sie schon am Arbeiten. Die fleißigen armen Leute waren alle gleich früh aufgestanden. Weiterhin sah man sie zugleich in sonderbaren Gruppen.

Sie hatten die Arbeit aufgegeben; die Männer lagen lang auf der Erde, neben ihnen die Knaben; sie hatten das Gesicht fest auf den Boden gedrückt; so lagen sie regungslos. Die Frauen standen dabei; sie blickten unverwandt nach den Männern.

Das sah der Domherr, als er angefangen hatte den zweiten Brief zu lesen. Er wurde aufmerksam, es kam ihm so sonderbar vor; er unterbrach sich im Lesen.

„Was haben die Menschen, Schwager?“ fragte er den Postillon.

„Ich weiß es auch nicht, Euer Gnaden.“

„Es scheint, als wenn sie nach etwas horchten.“

„Es ist möglich; auf der Haide hört man weit.“

„Frage sie, Schwager.“

Der Postillon hielt bei der nächsten Gruppe an.

Drei Männer lagen auf der Erde, zwei Knaben neben ihnen; zwei Frauen standen dabei, kleine Kinder auf dem Arm. In den Gesichtern der Frauen las man das bleiche Entsetzen.

„Was gibt's da, Ihr Leute?“ fragte der Postillon.

„Es wird geschossen“, antwortete eine der Frauen.

„In der Erde?“

„Nein, weit da hinten.“

Sie zeigten zurück nach Westen.

Weit da hinten! Und sie waren doch so blaß, so voll Entsetzen!

Auch der Domherr wurde blaß.

Er riß die Wagenthür auf und sprang aus dem Wagen.

„Wo hört man es?“ fragte er eine der Frauen.

„Hier überall“, antwortete einer der Männer. „Legen Sie sich nur in das Haidekraut.“

„Man fühlt es unter den Füßen“, sagten die Frauen. „Die Erde zittert, wo man steht.“

Es war wohl ihr eigenes Zittern.

Der Domherr legte sich auf die Erde und drückte das Ohr tief in das Haidekraut.

Zuerst vernahm er nur ein fernes, unbestimmtes Geräusch; es war wie ein dumpfes Gemurmel, tief unten im Grunde der Erde; es schien immer höher und näher heraufzukommen. Als aber dann sein Ohr sich mehr daran gewöhnt hatte, war es ihm, als wenn er da unten das Toben eines fernen schweren Gewitters hörte. Zuletzt unterschied er ganz deutlich. Es war nicht da unten, es waren nicht die entfesselten Elemente der Natur, die die alte Erde in ihrem Grunde aufwühlen und auseinander reißen wollten. Es war ein wilder Kampf, der hier oben geführt wurde, von ihren Bewohnern, von ihren Kindern gegen einander. Schlag auf Schlag fiel, der Donner schwerer Geschütze da hinten im Westen,

rollte fort in dem Schooße der dröhnenden Erde, rollte weiter durch die Hügel und Ebenen des wallonischen, durch die fruchtbaren Fluren des jülicher Landes, unter dem breiten Bette des alten Rhein hinweg, rollte weiter und weiter in dem losen, lockern Boden der stillen westfälischen Haiden.

Es war der Beginn des furchtbaren Kampfes, jener wilden, blutigen, mörderischen Schlachten, die vom fünfzehnten bis zum achtzehnten Juni des Jahres 1815 von Charleroi bis nach Belle-Alliance zwischen den Franzosen auf der einen, den Deutschen und Engländern auf der andern Seite gekämpft wurden und in denen an hunderttausend Menschen todt oder verwundet die blutige Erde bedeckten.

Am fünfzehnten früh mit Anbruch des Tages war Napoleon plötzlich bei Charleroi gegen die preussische Vorhut losgebrochen; der erste Kampf begann. Das war der Donner der Kanonen, den man in einer Entfernung von mehr als fünfundzwanzig Meilen, unter der dröhnenden Erde fortrollend, in den westfälischen Haiden hörte. Der Kampf war an jenem ersten Tage kein entscheidender. Die Preußen wurden von der Napoleoni-schen Uebermacht bis Fleurus zurückgedrängt, allein der Plan des Kaisers, über Fleurus hinaus vorzudringen und so die Vereinigung der Preußen und Engländer zu verhindern, um sofort auf das Blücher'sche Corps allein

sich werfen zu können, scheiterte an dem tapfern Widerstande jener preußischen Vorhut unter Ziethen. Die Nacht gebot Waffenruhe.

Der folgende Tag, der sechzehnte Juni, war um so blutiger und unglücklicher für die Preußen; es war der Tag der Schlacht von Rigny; er kostete ihnen gegen zwanzigtausend Menschen.

Am siebzehnten war kein Kampf.

Am achtzehnten wurde die entscheidende Schlacht bei Waterloo oder Belle-Alliance geschlagen; sie vernichtete das französische Heer und das Glück des ersten Napoleon.

Der Domherr war bleich geworden wie die Frauen, die neben ihm standen.

„Mord! Brudermord!“ rief er. „Und wofür, wofür?“

Er sprang auf, in den Wagen zurück.

„Fort!“ rief er dem Postillon zu.

Dann saß er lange still in dem Wagen, der über die Haide wieder dahinrollte.

Sie kamen noch oft in der Haide an Menschen vorbei, die an der Erde lagen und bleich und entsetzt dem fernen Donner der Kanonen horchten. Bis Münster hin hatte man ihn an jenem Tage gehört, hörte man ihn am folgenden Tage und dann wieder am Tage der Schlacht von Belle-Alliance.

Nach langer Zeit nahm der Domherr den Brief

wieder hervor, den er zu lesen angefangen hatte. Er las ihn von neuem.

„Lieber Onkel Florens! Wir gehen hier ernstesten Stunden entgegen; wir stehen unmittelbar vor ihnen. Für viele Tausende von uns werden, müssen sie die letzten sein; ein jeder von uns muß gefaßt darauf sein, daß er zu diesen Tausenden gehört. Auch ich bin es. Daß ich es mit der vollen Ruhe des Mannes bin, brauche ich Dir nicht zu sagen. Mit dieser Ruhe habe ich denn auch an die Bestellung meines Hauses gedacht. Ich hatte nur eins zu ordnen, Gisbertinens Zukunft. Dafür habe ich gestern mein Testament gemacht. Ich habe es doppelt niedergeschrieben. Das eine Exemplar hat, wie das Gesetz es vorschreibt, der Auditeur zu seinen gerichtlichen Acten genommen; das andere schicke ich Dir hierbei, um der Sicherheit willen. Die Auditoriatsverhandlungen könnten verloren gehen. Ich lege es offen in diesen Brief; Du kannst es lesen. Nach meinem Tode übergib es Gisbertinen. Bleibe ich am Leben braucht sie den Inhalt nicht zu erfahren.

Ich habe zugleich eine zweite Bitte an Dich. Sie betrifft die Frau eines lieben Kameraden, des Hauptmanns Wahlberg. Sie ist ihm verloren gegangen; mehr kann ich Dir nicht darüber sagen, denn mehr weiß ich eigentlich selbst nicht. Sie muß nur, nach Allem, in

Noth und sehr unglücklich sein, wahrscheinlich mit einem Kinde. Meine Bitte ist nun, sie aufzusuchen und, wenn Du sie gefunden hast, Dich ihrer anzunehmen, sie an einem guten Orte unterzubringen und für sie und ihr Kind zu sorgen. Ihren Aufenthaltort kenne ich nicht. Du erfährst ihn entweder bei ihrer Mutter, einer verwittweten Kriegsräthin Fahrner in Wesel, oder, wenn auch sie ihn nicht kennt, bei dem Postmeister Feldmann in Warendorf, dem bekannten Städtchen im Münsterlande. Deinem braven Herzen, lieber Onkel,* darf ich in Beziehung auf die arme Frau alles Weitere überlassen, brauche auch wohl kaum zu bemerken, daß Eile noth thun möchte.

Und nun, mein lieber, theurer Onkel Florens, nimm mein Lebewohl so freundlich und herzlich auf, als wenn es mein letztes wäre, und so auch meinen Dank für alle Deine viele Liebe, die Du mir von meinen frühesten Kinderjahren an bewiesen hast, und dabei die Bitte, das viele Herzeleid, mit dem ich Dir leider so oft vergolten habe, mir zu verzeihen.

An Gisbertine noch meine Grüße. Sage ihr — aber lebe wohl. Mein letzter Gedanke werdet Ihr beiden sein, Du und sie. Dein Gisbert."

Der Domherr hatte sich den Brief laut vorgelesen, wie auch vorher den andern.

Als er zu den Schlußworten kam, zitterte ihm die Stimme; aus seinen Augen fielen Thränen auf das Papier.

„Der arme Junge! Er hatte die Todesahnung. Und die trügt niemals im Felde, unmittelbar vor einer Schlacht. Es ist eine alte Geschichte. Vorgestern schrieb er, heute kämpfen sie. Vielleicht ist er schon in diesem Augenblick unter den Todten! Er hätte es freilich hinter sich; er hätte ausgelitten, auch mit dem braven Herzen. Auch mit dem wilden, trotzigem Herzen! O, o, es wäre ihm besser, als wenn er noch lebend unter den Todten daläge, verlassen, verstümmelt, mit den blutenden Wunden, allein mit der Verzweiflung des Schmerzes, des doppelten Schmerzes, des dreifachen, der Wunden der Verlassenheit, des zerrissenen Herzens. Armer, armer Junge! Und sie, die ihn in den Tod jagte! Und —“

Aus dem Couvert, in dem der Brief lag, hatte er mit diesem zugleich ein zweites Papier hervorgezogen.

Er nahm es in die Hand, besah es lange.

„Sein Testament! Ob ich es lese? Er wünschte es. Und warum sollte ich nicht?“

Er öffnete es — das Testament — er las es, las es langsam, still für sich. Thränen traten ihm nicht wieder in die Augen, aber er sah so besonders gerührt, fast feierlich aus.

Er steckte Testament und Briefe wieder in ihre Couverts und brachte Alles in die Brusttasche zurück, aus der er es genommen hatte.

Er kam in Münster an, der Hauptstadt der preussischen Provinz Westfalen, dem Sitze der obersten Civil- und Militärbehörden der Provinz. Er mußte lange in den langen Straßen der Stadt fahren, bis er an der Post auf dem Domhose ankam. In allen Straßen sah er nur bleiche, ängstliche Gesichter. Die Post war von Hunderten von Menschen belagert.

Auch in den Haiden in der Nähe von Münster hatten Landleute schon am frühen Morgen die ferne Kanonade gehört. Die Nachricht war in die Stadt gebracht.

Wie in ganz Preußen, so war auch in Westfalen und besonders in Münster Alles, was die Waffen tragen konnte, im Frühjahre des Jahres 1815 mit der vollen Begeisterung der Jahre 1813 und 1814 zum zweiten Male in das Feld gezogen; das dreizehnte Landwehregiment, das des Münsterlandes, gehörte zu den vollzähligsten der Armee. In der Stadt Münster war vielleicht keine Familie, die nicht einen Angehörigen in seinen Reihen hatte. Da war jene Nachricht in die Stadt gekommen; da sah man in den Straßen nur angstvolle Gesichter; da waren jene Hunderte zur Post geströmt. Telegraphen gab es damals in Deutschland noch nicht.

Nur Posten oder Reisende, die vom Rhein, oder Kuriere, die vielleicht unmittelbar vom Schlachtfelde kamen, konnten Näheres über eine wirkliche Schlacht bringen; sie mußten alle zunächst bei der Post anlangen. Sie konnten freilich nicht fliegen wie jene Töne unter der Erde, aber Angst und Sorge fragen nicht nach dem Können, auch die brennende Neugierde nicht.

„Woher, Schwager?“ wurde dem Postillon zugerufen.

„Der Herr kommt vom Rhein“, antwortete der Postillon. „Er muß es eilig haben, denn er hat auf jeder Station einen Kronthaler Extratrunkgeld gegeben, damit die Meile in einer halben Stunde gefahren werde.“

„Ein Kurier, der nach Berlin geht!“ hieß es. „Unmittelbar vom Schlachtfelde!“

Der Wagen des Domherrn wurde umdrängt.

„Ist die Schlacht gewonnen? Haben wir gesiegt? Hat man keine Nachricht von dem dreizehnten Landwehrregiment?“

„Ob er von meinem Sohn, meinem Joseph etwas weiß?“ fragte eine alte arme Frau ihre Nachbarin.

„Wenn ich wüßte, ob mein Mann lebt!“ erwiderte die Nachbarin, eine junge Frau, aber auch arm, ein blaßes Kind von einem Jahre in den Armen.

„Ich weiß von nichts, von gar nichts, Ihr guten Leute“, rief der Domherr aus dem Wagen heraus.

Er rief es nicht zornig, nicht ärgerlich.

„Arme Leute!“ sagte er. „Da stehen sie in der eigenen Noth und in der Angst um die fremde Noth, und die fremde Noth ist wieder ihre eigene! Und wofür das Alles? Die Narren, die verblendeten Narren! Was geht denn sie das Bourbonenthum, das Königthum an? — Schnell die Pferde, Johann!“ rief er seinem alten Diener zu und legte sich in die Ecke des Wagens zurück, um nichts mehr zu sehen und nichts mehr zu hören, keine Angst, keine Noth, keine Narrheit.

Die Pferde kamen. Es ging weiter. Er blieb in seiner Ecke liegen.

Nach einer Stunde mußte er doch wieder sehen.

Er kam auf der nächsten Station hinter Münster an, Telgte, einem kleinen Städtchen. Die Nachricht von der Kanonade, die man seit dem frühen Morgen in den Haiden höre und die eine schwere Schlacht verkünde, war auch in dem Städtchen angelangt, von Münster her. Telgte hat ein berühmtes wunderthätiges Marienbild, zu dem jährlich aus dem ganzen Norden Deutschlands und weiter aus Belgien und Frankreich viele Tausende von Wallfahrern ziehen. Als die Nachricht von der Schlacht durch den kleinen Ort sich verbreitet hatte, war in kurzer Zeit, ohne Aufruf oder Besprechung, die halbe Bevölkerung beisammen, Frauen und Männer, Greise und Kin-

der, und sie zogen in langer, feierlicher Proceſſion zu der Kirche und dem wunderthätigen Muttergottesbilde, für ihre Lieben zu beten, die da weit hinten kämpften und bluteten und ſtarben.

Der Domherr ſah den ſtillen, traurigen Zug, als er über den Markt des Städtchens fuhr.

„Die armen Leute!“ ſagte er. „Und ſo geht der Schrecken, die Angst, die Trauer durch das ganze deutſche Vaterland, heute, morgen und wohl noch viele Tage, und Wochen und Monate und Jahre werden hinterher kommen, wohl mit andern Schrecken und mit anderer Noth, aber entſpringend aus der Verblendung dieſer Zeit, die ſie wieder eine Begeiſterung nennen.“

Er kam in Warendorf an.

Dort wußte man noch von nichts. Von Münster her war noch keine Kunde gekommen, und die kleine Landſtadt liegt zwar wohl ebenfalls mitten in der Haide, aber bis hierher hatte der Donner der Geſchütze in der Erde ſich nicht fortgepflanzt, oder man hatte ihn nicht vernommen.

Der Domherr hatte hier einen Auftrag zu beſorgen. Er verließ den Wagen und ging in das Poſtgut.

„Herr Poſtmeiſter Feldmann?“ ſagte er.

„Ich bin es“, ſtellte ſich ihm ein alter derber Weſtfale vor.

„Ich wünsche ein paar Worte mit Ihnen allein zu sprechen.“

Der Postmeister führte ihn in ein besonderes Zimmer.

„Was steht dem Herrn zu Diensten?“

„Kennen Sie eine Madame Mahlberg?“

Auch der Postmeister sah ihn mißtrauisch an.

Der Domherr gewährte es.

„Sehe ich aus wie ein Spitzbube?“ fragte er auch hier.

„Wenigstens wie ein Mann, den ich nicht kenne“, antwortete der derbe alte Westfale.

„Sie wissen also etwas von der Frau?“

„Ich weiß aber nicht, ob für den Herrn.“

„Zum Kukuf —“

Ein Schreiber trat in das Zimmer, dem Postmeister ein Papier zum Unterschreiben vorzulegen.

Es war der Extrapostzettel für den Domherrn.

Der Postmeister war überrascht, als er einen Blick hineingeworfen hatte.

„Sie sind der Herr Domherr von Achen?“

„Ja.“

„Warum sagten Euer Gnaden das nicht gleich? Der Domherr von Achen ist kein Spitzbube.“

„Das weiß ich auch.“

„Aber jedes Kind in Westfalen kennt ihn als einen braven, mildthätigen Herrn, der immer ein offenes Ohr und eine offene Hand für Noth und Elend hat und der nur —“

„Um, Herr, auch Complimente brauchen Sie mir nicht zu machen. Wo ist die Frau, nach der ich fragte?“

„Sie ist hier.“

„Lassen Sie mich zu ihr führen.“

„Ich werde Euer Gnaden selbst führen.“

„Kommen Sie.“

Der Domherr hatte eilig; der Postmeister war bereit. Sie gingen. Sie mußten aus der Hauptstraße, an der die Post lag, durch manche kleine und winklige Gasse gehen.

„Wie lebt die Frau hier?“ fragte der Domherr unterwegs.

„Kümmertlich. Sie bewohnt ein kleines Stübchen bei einer armen Frau. Ich glaube, sie hätte manchmal nicht satt zu essen, wenn — ja wenn meine Tochter ihr nicht etwas brächte.“

„Seit wann ist sie hier?“

„Es können bald anderthalb Jahre sein. Es war gegen Ende des vorletzten Winters. Sie kam krank, durchgefroren, mit wenigen Sachen hier an auf der Post. Sie konnte nicht weiter. Die Post ist hier zugleich ein

Gasthof, wie Sie gesehen haben werden. Sie bat um ein Zimmer. Am andern Tage lag sie in heftigem Fieber. Sie ließ mich zu sich bitten. Ich fand sie in der Fieberhitze in Thränen. Sie theilte mir ihre Noth mit, daß sie nicht weiter könne und ohne Geld sei. Sie habe großes Unglück gehabt, sei jetzt auf der Reise nach Köln, wo sie in einem Modegeschäft ein Unterkommen zu finden hoffe. Nun halte die Krankheit sie hier fest. Ich möge sie nicht aus dem Hause werfen, bat sie. Ich beruhigte sie und behielt sie. Sie war lange krank; es dauerte Monate, bis sie genas. Ich glaube, ihre Krankheit steckte ihr mehr im Gemüth als im Körper. Als sie genesen war, zeigte sich etwas Anderes. Sie sah ihrer Entbindung entgegen. Dazu war sie noch schwach und hinfällig von der langen Krankheit. In Köln war sie fremd; sie hatte sich erst ein Unterkommen dort suchen wollen. In ihrem Zustande konnte sie schwerlich eins finden, und fand sie eins, so mußte es ihr nach sechs Wochen wieder verloren gehen. So konnte sie nicht weiter. Ich brachte sie unter, hinten in der Stadt, bei einer armen Frau, die aber brav ist, in einem kleinen Hause, in dem sie jedoch ein gesundes Stübchen hat und hinter dem ein freundliches Gärtchen an der Ems liegt. Sie wollte hier Putzarbeit machen. Meine Tochter wies ihr auch Manches zu. Aber da kam ihre Entbindung,

da wurde das Kind krank, sie selbst wieder; Warendor ist eine kleine Landstadt; unsere Frauen machen sich ihren Putz selber; die Franzosen hatten uns schon vorher arm gemacht; die Kriege kosteten und kosten noch mehr Geld. Es geht der armen Frau kümmerlich."

"Hat sich niemals Jemand nach ihr erkundigt?" fragte der Domherr.

"Ich wüßte nicht."

Sie waren an einem kleinen Hause hinten in der Stadt angekommen.

"Hier", sagte der Postmeister.

Er wollte den Domherrn in das Haus hinein begleiten.

"Ich danke Ihnen", sagte der Domherr. "Ich kann nun den Weg allein finden."

Er war gerade aus; das war aber dem Postmeister wohl zu gerade, und der alte Westfale pflegte auch nicht leise aufzutreten.

"Euer Gnaden", sagte er, "Sie unterbrachen mich vorhin. Ich sagte Ihnen, daß jedes Kind Sie als den bravsten, mildthätigsten Herrn kennt; Sie sind aber auch als ein — nun ja, als ein eigener Raub bekannt."

Der Domherr lachte.

"Bis nachher, alter Landsmann! Lassen Sie schon jetzt gleich die Pferde für mich einspannen! Ich bin zehn Minuten nach Ihnen wieder da."

Dann ging er in das Haus.

„Noch eins“, sagte der Postmeister. „Den Namen Mahlberg kenne nur ich hier. Bei den Leuten heißt sie Frau Mahler.“

Im Hause traf der Domherr eine alte Frau.

„Ist die Frau Mahler zu Hause?“ fragte er sie.

„Hinten im Gärtchen.“

Die Frau öffnete die Thür zu dem Gärtchen.

Der Domherr trat hinein.

Es war ein freundlicher kleiner grüner Platz, mit einem Blumenbeet, mit ein paar Gemüsebeeten, mit Johannisbeersträuchen, mit einer Laube zwischen gelben Weiden, unter denen mit leisem Rauschen die Ems dahinflöß.

In der Laube fand der Domherr eine junge Frau mit einem Kinde.

Die Frau war eine feine, zarte Gestalt, ein blaßes, leidendes Gesicht. Aber das blaße Gesicht war fast wunderbar schön, so regelmäßig, so ausdrucksvoll, übergossen von dem Weh eines großen Unglücks, vielleicht einer schweren Schuld. Unglück und Schuld heben ja die Schönheit, die so oft das eine und die andere verschuldete.

Sie war mit einer Putzarbeit beschäftigt oder wohl bis dahin beschäftigt gewesen. Die Arbeit lag in ihrem

Schooße; ihre Hände ruhten. Ihre Augen waren trübe und nachdenklich auf das Kind gerichtet, das neben ihr in dem Sande der Laube auf einem Kissen schlief.

Es war ein hübsches Kind von etwa einem Jahre, vielleicht einen oder zwei Monate älter.

Sie sah den Domherrn erst, als er schon im Eingange der Laube stand.

Sie erschrak und wollte aufspringen.

„Madame, bleiben Sie sitzen“, sagte er.

Er legte ihr die Hand auf die Schulter.

Sie blieb sitzen.

„Sie erlauben!“ sagte er dann kurz.

Er setzte sich neben sie.

Sie sah ihn fragend, forschend an. Sein rasches, ungenirtes Wesen hatte ihren ersten Schreck verdrängt. Die klare Gutmüthigkeit in seinem Gesicht ließ sie nicht wieder aufkommen. Nur zweifelhaft und mißtraulich mußte sie den jedenfalls sonderbaren und sonderbar sich ihr vorstellenden oder aufdringenden Fremden ansehen.

Den Domherrn kümmerte das wenig, wie es schien. Mit Mißtrauen aufgenommen zu werden, begegnete ihm seit gestern nicht zum ersten Male. Doch wollte er wohl sobald wie möglich das Vertrauen der armen, unglücklichen Frau gewinnen.

„Madame“, sagte er, „der Postmeister Feldmann hat mich zu Ihnen geführt, bis an das Haus hier.“

Sie sah ihn um so fragender an.

Er hatte indeß nur Fragen an sie.

„Sie heißen Agathe Fahrner, Madame?“

„Ja, mein Herr“, antwortete die Frau zögernd.

„Sie wohnen seit etwa fünfviertel Jahren in diesem Städtchen?“

„Es wird etwa so lange sein.“

„Sie kamen damals direct von Minden hierher?“

Sie besann sich, ehe sie antwortete.

„Ja“, sagte sie dann. „Ich erkrankte hier. Darauf blieb ich ganz hier.“

„Ich weiß es. Ihren hiesigen Aufenthalt kennt von den Ihrigen Niemand?“

„Niemand.“

„Sonderbar!“ Der Domherr mußte seine Unterredung mit der Frau unterbrechen.

Er dachte wohl darüber nach, wie sein Nefse Gisbert erfahren habe, daß die Frau hier oder doch hier zu ermitteln sei.

Er fuhr fort:

„Madame, ich habe nicht viel Zeit. Lassen Sie mich daher kurz sein. Sie sind verheirathet an den Regierungsrath Mahlberg?“

Die Frau hatte keine Antwort, sie sah ihn nur ängstlich fragend, fast wieder erschrocken an.

„Bringen Sie Nachrichten von ihm?“ fragte sie.

„Sind Sie seine Frau, Madame?“

„Ja, mein Herr.“

„Ich habe keine Nachricht von ihm. Ich komme auch, soviel ich weiß, nicht in seinem Auftrage zu Ihnen, weder in directem noch indirectem. Aber — kennen Sie den Namen von Aschen, Madame?“

„Nein, mein Herr.“

„Um“, sagte der Domherr für sich, „jedes Kind kennt ihn also nicht, wie der Herr Feldmann meinte.“

Zu der Frau fuhr er fort:

„Ich bin der Domherr von Aschen, Madame. Der Postmeister Feldmann hier wird für mich bei Ihnen eintreten. Zu Ihnen schickt mich ein Verwandter von mir, den Sie nicht kennen, da Sie nicht einmal unsere Namen kannten. Er steht bei der preussischen Armee vor Charleroi. Er schreibt von dort an mich —“

Die Frau zuckte zusammen.

„Er schreibt Ihnen von meinem Mann, mein Herr?“

„Kein Wort, Madame. Er schreibt mir nur von Ihnen und daß Sie die Gattin eines Kameraden von ihm seien, eines Hauptmanns Mahlberg. Von diesem weiter kein Wort. Von Ihnen aber, damit ich sofort

zur Sache komme, setzt er hinzu, daß Sie unglücklich seien und daß ich Sie auffuchen und mich Ihrer annehmen und für Sie und Ihr Kind sorgen solle.“

Die Frau hatte das blasse Gesicht mit den mageren Händen bedeckt, während er sprach. Auf einmal fuhr sie auf.

„Auch von meinem Kinde schreibt er?“

„Wie ich Ihnen sage, Madame.“

Sie kämpfte heftig mit sich.

Dann fragte sie ihn, wobei sie ihn fast finster mit den großen dunklen Augen ansah, aus denen so viel Unglück und in diesem Augenblicke zugleich ein tiefer Groll, wohl gegen sie selbst, hervorblickte:

„Mein Herr, hat Ihr Verwandter Ihnen noch mehr von mir geschrieben?“

„Nichts, Madame“, sagte der Domherr.

„Ich beschwöre Sie, mein Herr!“

„Ich versichere Ihnen, ich habe Ihnen Alles gesagt.“

„Und in welcher Absicht sind Sie hierher zu mir gekommen?“

„Mich Ihrer anzunehmen, Madame, wie mein Neffe mir schrieb. Sie leben hier nicht glücklich!“

„Ich bin mit meinem Loos zufrieden.“

„In steter Sorge und Angst vor dem morgenden Tage!“

„Der Himmel hat mir bis hierher geholfen —“

„Und wird Ihnen ferner helfen, wollen Sie sagen. Ja, das wird er hoffentlich. Darum hat er mich ja wohl zu Ihnen geschickt. Madame, Sie müssen in eine andere, bessere Lage, um Ihetwillen, um Ihres Kindes willen. Sie werden beide auf die Dauer hier zu Grunde gehen, trotz der braven Menschen, die sich hier Ihrer angenommen haben. Ich sehe das an Allem. Ich habe ein besseres Unterkommen für Sie. Ich bringe Sie zu einer Freundin, zu dem bravsten, edelsten Herzen von der Welt. Bei ihr werden Sie gesunden. An ihrem Herzen auch, das — der alte Postmeister hatte Recht — doch wohl der kränkste Theil an Ihnen, der eigentliche Sitz Ihrer Krankheit ist. Schlagen Sie ein, Madame, folgen Sie mir.“

Die Frau saß in Thränen da. Sie hatte keine Antwort, keinen Entschluß.

„Meine Zeit ist kurz gemessen, Madame“, sagte der Domherr. „Entschließen Sie sich, oder besser, überlassen Sie es mir, Ihren Entschluß zu bestimmen. Sie können hier nicht bleiben. Sie sind hier andern Leuten zur Last und folglich sich selber. Darum müssen Sie hier zu Grunde gehen, wie ich sagte. Wohin ich Sie führe, da belästigen Sie keinen Menschen, nicht mich, nicht einen Andern. Sie werden da wieder aufleben. Summa, Madame, wir sind einig. Machen Sie sich fertig zur Abreise.“

Die Frau erschraf doch.

„Jetzt gleich?“

„Jetzt gleich. Die Pferde warten auf uns.“

Die Frau hatte sich gesammelt, entschlossen.

Alles, was der Domherr ihr gesagt hatte, war wahr, richtig. Dem alten Herrn sah man in jedem seiner edlen Züge, hörte man in jedem seiner Worte die Bravheit und Aufrichtigkeit an. Der Postmeister Feldmann, ihr Wohlthäter, hatte ihn selbst zu ihr geführt, sollte für ihn einstehen. Er kam und sprach endlich zu ihr im Namen eines Mannes, der der Kamerad, also auch der Freund ihres Gatten war.

„Zwei Bedingungen noch, mein Herr“, sagte sie.

„Sprechen Sie sie aus, Madame.“

„Niemand, auch Ihr Herr Neffe nicht, er am allerwenigsten, darf erfahren, wohin Sie mich bringen.“

„Zugestanden, Madame.“

„Sodann, mein Herr, müssen Sie vorher wissen, wer die ist, deren Sie sich annehmen. Ich muß Ihnen erzählen —“

„Madame“, unterbrach sie der Domherr, „kein Wort sollen Sie mir erzählen, wenigstens hier nicht. Ich habe wahrhaftig keine Zeit. Ich muß um ein Uhr heute Mittag in Paderborn sein, wenn meine Nichte Gisbertine mir nicht die Augen — hm, und wir haben schon zehn Uhr und noch über acht Meilen zu fahren.“

„Aber ich bin eine Verbrecherin, mein Herr!“ rief die Frau.

Er sah sie an, er blickte ihr tief in die Augen; er sah das Unglück, die Schuld darin.

„Madame“, sagte er, und der Ton seiner Stimme war auf einmal ein anderer, ein tief ernster, fast ein strenger und doch ein so milder und wohlwollender, „Madame, der Verbrecher bedarf der Sühnung, der Ausföhnung mit sich, mit Gott, mit der Welt. Dazu wieder bedarf er großer kräftiger Erhebung. Sie, Madame, hat das, was Sie gethan, verbrochen haben, tief niedergedrückt, ich sehe es Ihnen an. Sie können nur durch fremde Hülfe wieder aufgerichtet werden. Das Herz, dem ich Sie zuführe, wird Sie aufrichten. Ihm vertrauen Sie sich an. Meine vortreffliche Karoline wird dann schon wissen, ob und was ich weiter von Ihnen erfahren muß oder nicht. Und nun kommen Sie.“

Er stand auf.

Sie erhob sich mit ihm. Sie war mit sich einig. Sie mußte nur noch weinen, jetzt so recht bitterlich.

Er nahm ihre Hand; er drückte sie herzlich.

Sie wollte die feine küssen.

„Nein, nein, Madame“, wehrte er ab. „Nehmen Sie Ihr Kind. Packen wir Ihre Sachen ein.“

Sie nahm ihr Kind. Sie gingen in ihr Stüb-

chen. Sie packte ihre Sachen ein. Es war so Weniges.

Der Domherr befahl unterdeß der Wirthin einen Träger für den Koffer zu besorgen und hatte dann noch Anderes mit der Frau zu verhandeln.

„Ist Euch die Madame noch Miethe oder sonst etwas schuldig?“

„Nur die Miethe für den letzten Monat. Sie war immer so ordentlich und so fleißig.“

„Aber sie war oft krank, Frau.“

„Dann arbeitete sie doch, im Bette, wenn sie auch die Finger kaum halten konnte. Es that einem im Herzen weh, wenn man es sah, wie sie sich quälte. Ich nahm ihr manchmal die Arbeit weg. Sie hätte sich ja so nicht anzustrengen gebraucht; der Herr Feldmann hatte für Alles gut gesorgt. Aber sie wollte keinem Menschen etwas schuldig sein.“

„So, so“, sagte der Domherr. „Hier, Frau, habt Ihr Eure Miethe.“

„Aber, Herr, das ist ja mehr als das Zehnfache von dem, was die Madame mir schuldig ist.“

„Behaltet es zum Andenken an sie.“

„O, vergessen werde ich sie in meinem Leben nicht. Sie war so gut und so unglücklich und immer mit Allem zufrieden, wenn es auch noch so schlecht war.“

Die Sachen waren gepackt, der Träger war da. Die junge Frau nahm ihr Kind auf den Arm, von ihrer Wirthin und ihrem Stübchen einen weinenden Abschied. Sie hatte ihre Thränen verbergen wollen vor dem Domherrn oder vor den Leuten auf der Straße, in die sie treten mußte.

„Weinen Sie sich aus, Madame“, sagte der Domherr zu ihr. „Sie waren hier unglücklich, da wird Ihnen der Abschied schwer. Sie hatten in jedem stillen Winkel, in jedem ungewissen Schatten Ihres Stübchens einen stummen, aber mitleidigen Zeugen Ihres Unglücks. Sie sollen sie alle jetzt verlassen, da wird das Herz zu eng und die Augen fließen über.“

Sie vermochte sich doch zu fassen, die Thränen zu trocknen.

Mit dem Kinde auf dem Arm verließ sie an der Seite des Domherrn das kleine, ärmliche, einsame Haus.

In der engen, entlegenen Gasse waren keine Menschen; auch die andern Straßen des nicht sehr lebhaften Landstädtchens waren leer. Aber vor der Post waren viele Menschen versammelt, beinahe wie in Münster; sie standen auch ebenso ängstlich harrend wie dort.

„Der vermaledeite Postillon hat geplaudert“, sagte der Domherr.

Es war so. Der Mann hatte von der schrecklichen

Kanonade erzählt, die man über dreißig Meilen weit, noch bei Münster, in der Erde gehört habe, von dem Schrecken, der überall die Leute ergriffen, von der Procession zu der Mutter Gottes, die sie sofort in Telgte veranstaltet hätten.

Der bleiche Schrecken ergriff auch die Leute in Warendorf in jedem Hause, in das die Kunde drang, und sie flog wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Auch hier war ja kein Haus, das nicht einen Angehörigen bei der Landwehr dahinten auf dem Kriegsschauplatze hatte.

Von der Post war die Nachricht ausgegangen; auf der Post war der Reisende, mit dem sie gekommen war; er war vom Rhein, vielleicht noch weiter her; er mußte noch mehr wissen. So war Alles dahin geeilt.

Im Innern des Posthauses standen um den Postmeister die Honoratioren des Städtchens; alle Fenster waren besetzt; sie warteten auf die Rückkehr des Domherrn.

„Da ist er“, hörte der Domherr sie rufen.

Da mußte er doch fluchen, trotz des geistlichen Domherrnkreuzes.

„Alle Teufel, was nun?“

Aber er wußte es.

Die Pferde waren angespannt, wie er es dem Postmeister aufgetragen hatte. Der alte Diener Johann stand am Wagen.

„In den Wagen, Madame“, sagte der Domherr. „Du, Johann, gehe in das Haus, bezahle und bringe mir eine Flasche Wein und ein Stück Brod mit. Ich habe den ganzen Morgen noch nichts genossen. Hier hast Du meine Börse.“

Johann ging mit der Börse.

Der Domherr hob die Frau mit dem Kinde in den Wagen, stieg selbst ein, schlug Thüren und Fenster zu.

„Die armen Leute!“ mußte er doch wieder sagen.

Die Frau an seiner Seite hörte es; sie hatte die ängstlichen Gesichter auf der Straße gesehen. Es drängte sie, ihren Begleiter zu fragen, was es sei; sie hatte nicht den Muth dazu.

Aber der Domherr entging doch dem nicht, dem er sich hatte entziehen wollen.

Der Postmeister erschien am Wagen, gefolgt von allen Herren, die an den Fenstern gestanden hatten.

„Euer Gnaden kommen von Düsseldorf?“

„Hat es Ihnen der Extrapostzettel nicht gesagt?“

„Sie kommen aber noch weiter, vom Kriegsschauplatze her.“

„Herr, meinen Sie, ich sei davongelaufen bis hierher?“

„Aber Sie haben gewiß Nachrichten von der Schlacht.“

„Ich weiß von keiner Schlacht.“

„Aber der Herr Domherr haben sie ja selbst gehört“, sagte einer der Herren. „Jenseits Münster. Die Postillone haben es erzählt.“

„Die Postillone sind Narren, Windbeutel.“

„Treten Sie zurück, meine Herren“, sagte der Postmeister zu den andern Herren.

Sie traten zurück.

„Euer Gnaden“, sagte er dann zu dem Domherrn, „Sie sehen hier, wie die ganze Stadt in Angst ist um alle die Ahrigen, die mit in den Krieg gezogen sind. Wissen Sie wirklich nichts?“

„Ich weiß wirklich nichts, braver Postmeister, als daß dieser Krieg eine große Narrheit ist.“

„Ein großes Unglück, Euer Gnaden.“

„Narrheit ist Unglück. Sie sehen das jetzt noch nicht ein; Sie werden es später schon erfahren, und dabei oder dadurch, daß Undank der Lohn der Welt ist. Dies aber mit Ausnahmen, lieber Postmeister. Von der Schlacht werden Sie schon früh genug die traurige Nachricht erhalten. Geben Sie dieser armen Frau Ihre Hand, die Ihnen ihren Dank und ihren Abschied sagen will. Nehmen Sie auch meinen Dank. Sie sind ein braver Mann, wenn Sie auch ein grober Postmeister sein können.“

Er gab dem braven Mann die Hand.

Die arme Frau wollte dann ihren Dank sagen.

Aber der Postmeister rief:

„Nichts da, nichts da! War Christenpflicht. Es wird nur meiner Therese leid thun, daß sie nicht mehr Abschied von Ihnen nehmen kann.“

„Grüßen Sie sie tausendmal auf das herzlichste von mir“, sagte die Frau.

Sie hatte wohl noch Vieles auf dem dankbaren Herzen.

Aber Johann war zurückgekommen.

„Fort!“ rief der Domherr. „Adieu, Postmeister.“

Der Wagen flog fort.

Als sie außerhalb der Stadt waren, konnte doch die Frau ihre Frage nicht ferner unterdrücken.

„Sie wissen von einem Kampfe unserer Truppen, Herr Domherr?“

„Ich kann wenigstens nicht daran zweifeln.“

„Ihr Herr Neffe ist bei der Armee?“

„In der Landwehr.“

„Er schrieb Ihnen vom Kampfplatze?“

„Von Charleroi, wie ich Ihnen sagte, Madame, und, wie er meinte, nahe vor einer Schlacht.“

„Er hatte Ihnen auch von meinem Manne geschrieben?“

„Wie ich Ihnen schon mittheilte, daß Ihr Mann, ein Hauptmann Wahlberg, sein Kamerad sei.“

„Weiter nichts?“

„Kein Wort weiter.“

Die Frau fragte nicht mehr. Aber der Domherr saß wie sie mit einer schweren innern Angst kämpfte.

„Was hat die mit ihrem Mann?“ fragte er sich. „Sie nannte sich eine Verbrecherin! Gegen ihn? Wird auch Gisbertine sich eine Verbrecherin nennen?“

„Zum — zum Kufuf!“ rief er auf einmal beinahe laut. „Gisbertine! Ich treffe sie in Paderborn! Dahin komme ich mit dieser — hm, mit dieser fremden Madame. Ich kann nicht vor ihr verbergen! Ich muß mit ihnen beiden weiter reisen. Die stolze, vornehme, freche Gisbertine, und diese verlassene Dido! Teufel, da habe ich einen verdammt leichtsinnigen Streich gemacht! In meinen alten Tagen noch! Das kommt von der vermaledeiten Gutmüthigkeit! Ich habe sie oft geschworen. Aber was der Mensch am meisten schwört, in das fällt er am meisten zurück. Was mache ich nun?“

Er rückte unruhig auf seinem Sitze hin und her; der Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Die Frau mußte ihn ansehen, ob ihm etwas fehle.

„Es ist so heiß hier“, sagte er. „Das ist ein schwüler Tag!“

Die Frau saß neben ihm. Der Wagen war breit.

Aber sie hatte ihr schlafendes Kind auf dem Schooß so verengte sie wohl den Sitz. Sie wollte aufstehen, um sich mit dem Kinde auf den Rücksitz zu setzen.

„D“, sagte er, „Ihnen ist es auch zu heiß mit dem Kinde! Geben Sie es mir.“

Er wollte es ihr abnehmen.

„Nein, nein, Herr Domherr, ich wollte Ihnen hier mehr Platz schaffen.“

„Nein, nein!“ rief da auch er. „Bleiben Sie sitzen, liebe Frau. Wir haben Platz genug.“

Die Frau mußte sitzen bleiben.

Er verhielt sich ruhig, aber sein leises Selbstgespräch mußte er fortsetzen.

„Die arme Frau wollte ich vor Gisbertinen verbergen, verleugnen? Weil sie so arm und einfach und Gisbertine die stolze und prächtige Dame ist? Ich werde stolz auf sie sein, mit ihr renommiren! Sie ist schön. Sie hat die Formen, den Anstand der besten Gesellschaft. Sie hat etwas Edles in ihrem Wesen. Der Adel des Unglücks tritt bei ihr hinzu. Freilich —“

Er wurde doch wieder unruhig; er hatte die Frau von der Seite angesehen.

„Verzweifelt-pauvre sieht sie aus. Das Kleid von Kattun! Der Shawl alt, verschossen und wohl für den Herbst, aber nicht für einen heißen Junitag passend. Und

der Hut gar! Wenn war der doch Mode? höre ich Gisbertinchen schon fragen. Ob ich nicht vorher in Paderborn mit ihr zu einem Modenmagazin fahre? Aber zum Kukuk, könnte ich die arme Frau, ihre Armuth schwerer drücken, als wenn ich ihr so zeigte, daß ich mich ihrer schäme? Sie soll so mit, wie sie ist, und laß die Gisbertine es wagen, den Mund zu verziehen! Sie soll mich kennen lernen!"

Er sagte es entschlossen.

Dann kam es doch wieder anders über ihn.

„Aber was sage ich der Gisbertine, wer sie sei? Sie wird fragen. Sie kann so verzweifelt fragen, als wenn man ihr eine Antwort gar nicht verweigern könnte. Sage ich ihr die Wahrheit? Daß ich also eigentlich gar nichts wisse? Dann wird sie das arme Geschöpf bis auf das Blut ausfragen. Lügen darf ich auch nicht. Vermaledeite Situation! Ich war doch leichtsinnig! Ob ich nicht dennoch am Ende besser thäte, die Frau mit ihrem Kinde in einen andern Gasthof zu bringen?“

Er raffte sich noch einmal auf.

„Aber zum Kukuk, warum fürchte ich mich denn vor dieser Gisbertine? Sie soll sich unterstehen zu fragen, nur mit einer einzigen Frage die arme Frau oder mich zu belästigen.“

Und dabei blieb er.

Als er das Thor von Paderborn vor sich sah, fragte er die Frau nur noch:

„Madame, wollen Sie den Namen Mahler ferner behalten?“

„Es wäre mir lieb!“ sagte die Frau.

„So bleiben wir dabei.“

Vor der Post in Paderborn sagte er dann:

„Liebe Frau Mahler, wir werden hier Verwandte von mir treffen, mit denen wir weiter reisen werden. Es sind ein alter General und seine Nichte, die auch meine Nichte ist. Der alte Herr wird Ihnen nichts thun. Aber wenn die junge Dame Ihnen zu nahe treten will — sie hat ihre Capricen — so trumpsfen Sie sie ab, ganz gehörig.“

Der Frau Mahler war doch nicht wohl bei diesen Eröffnungen.

Aber der Wagen hielt schon im Posthose. Der Domherr hatte ein paar eilige Worte zu dem Postillon zu sagen.

Auf den Stationen, die er seit Warendorf passirt hatte, war überall noch nichts von einem Kampfe bekannt gewesen; erst die Postillone, die ihn führen, hatten die Nachricht hingbracht. So war sie von Station zu Station gekommen, aber die Leute hatten erst davon sprechen können, wenn er schon wieder fort war; er hatte sich überall nur die wenigen Minuten aufgehalten, die zum

Wechseln der Pferde nöthig waren. In Paderborn mußte er länger verweilen. Aus der ruhigen Haltung der Leute in den Straßen hatte er entnommen, daß man auch hier von einer Schlacht noch nichts wußte.

„Schwager“, sagte er zu dem Postillon, „Dir ist für Dein gutes Fahren ein Kronthaler extra versprochen. Du bekommst zwei, wenn Du, solange ich hier bin, den Leuten von der dummen Schlacht nichts vor schwäzest. Du bekommst nichts, wenn sie ein Wort davon erfahren. Du kannst Dich melden, wenn ich wieder abfahre. Hast Du verstanden?“

„Sehr wohl, Euer Gnaden.“

Die Kellner des Gasthofs umgaben die elegante vier-spännige Extrapost.

Auch die Post in Paderborn war damals zugleich ein Gasthof und einer der besten in Westfalen.

Auch der Wirth selbst war herbeigekommen.

Er kannte den Domherrn, der seit vielen Jahren jährlich einmal, zweimal hier anhielt, wenn er nach dem Bade Hofgeismar fuhr und von da zurückkam.

Die Beiden begrüßten sich.

„Aber im vorigen Jahre waren Euer Hochwürden nicht hier. Sie waren doch nicht krank?“

„Der Krieg, der Krieg, lieber Postmeister!“

„Euer Hochwürden waren doch nicht auch mitgezogen?“

„Nein, nein! Aber er kehrt auch für Leute, die nicht mitziehen, Alles um.“

„Für die erst recht, Hochwürden. Da ist ja fast keine Familie, der nicht der Ernährer fortgenommen ist, der Vater, der Sohn, der Bruder, der Wittwe der Geselle. Man glaubt nicht, in welchem Elende die armen Leute oft leben.“

„Und wofür, lieber Postmeister? Aber ist der General Steinau hier?“

„Nein. Indesß ein Brief für Euer Hochwürden kam vor einer Stunde mit der Berliner Post hier an. Sehr eilig steht darauf.“

„Geben Sie ihn her.“

Der Postmeister gab ihm den Brief.

„Von Gisbertine“, sagte der Domherr, als er die Aufschrift las. „Sie kommt also nicht!“

Er erbrach ihn und warf einen flüchtigen Blick hinein.

„Sie kommt nicht!“

Es schien ihm doch ein kleiner Stein vom Herzen zu fallen.

Auch der Frau Mahler.

Er hatte der Frau aus dem Wagen geholfen, er selbst, ohne daß er die Kellner herankommen ließ. Einer von ihnen mußte das Kind tragen. Dann bot er ihr seinen Arm und führte sie mit einer Ehrerbietung, als wenn

sie die vornehmste Dame wäre, in das Haus und die Treppe hinauf in das Zimmer, das er sich hatte anweisen lassen.

Die Kellner sahen wohl erstaunt hinter ihnen her, hinter dem vornehmen Herrn, der mit ihrem Herrn so wenig Umstände machte, und der so ärmlich gekleideten Frau, die von ihm so ausgezeichnet wurde.

Auch der Postmeister hatte sich zuerst neugierig die Frau angesehen, sich dann aber nicht weiter verwundert.

„Der Alte hat immer seine Schrullen“, sagte sein Kopfschütteln.

„Schnell Mittagessen!“ hatte der Domherr bestellt.

Es kam schnell.

Den Brief seiner Nichte Gisbertine hatte er unterdeß noch einmal gelesen.

„So so“, las er wiederholt laut: „Wir haben es vorgezogen, über Kassel zu reisen. Wir werden Dich daher nicht in Paderborn treffen. Du wirst es nicht übel nehmen. In Hofgeismar wirst Du hoffentlich schon vor uns sein, sodaß wir dort Alles arrangirt finden. Geschrieben in großer Eile. Deine Gisbertine.“

„Frau Mahler, kennen Sie die Widerbellerin, oder wie sie auch wohl genannt wird, die gezähmte Zänfische von Shakspeare?“

„Ja, Herr Domherr!“

„Würden Sie es unternehmen, eine solche Person zu zähmen?“

„Mit Liebe und Geduld würde es zuletzt gelingen.“

„Also anders als bei Shakspeare. Man sieht, Sie sind eine Frau, und eine brave Frau, und eine leidende, und einer leidenden Frau gelingt zuletzt Alles, wenn sie nicht vorher über ihrem Ringen und Mühen zu Grunde geht. Und das würden Sie meiner Nichte gegenüber. Ich hatte heute, als ich bei Ihnen im Wagen saß, so einen Gedanken gehabt. Ich habe ihn aufgegeben. Aber unsern Reiseplan müssen wir ändern. Ich wollte mit Ihnen und den Andern zuerst nach Hofgeismar fahren und Sie von da morgen zu meiner Karoline bringen. Jetzt führe ich Sie direct zu ihr.“

Sie hatten das Mittagsmahl beendet. Sie stiegen wieder ein.

Der letzte Postillon erhielt seine zwei Kronthaler erst, als der Domherr schon im Wagen saß.

„Fort, fort!“ rief der Domherr dann auch in demselben Augenblicke dem neuen Postillon zu.

Er kannte seine Leute.

Als der andere kaum sein Geld in der Hand hatte, rief er:

„Es ist eine schreckliche Schlacht dahinten mit den Franzosen. Bis Münster hat man die Kanonen gehört.“

Der Herr im Wagen hatte sie schon vorher gehört. Er weiß Alles.“

„Halt, halt!“ rief es hinter dem Wagen her.

„Kerl, fahre, als wenn das Unglück hinter Dir wäre!“ rief der Domherr.

Und so flog der Wagen dahin.

Bis zu dem preussischen Grenzstädtchen Warburg blieben sie auf der großen chausfirten Straße nach Kassel. Sie hätten diese auch weiter bis etwa zwei Meilen vor Kassel verfolgen müssen, um dann immer auf der bequemen Chaussee, aber freilich auf einem bedeutenden Umwege nach Hofgeismar zu gelangen, während ein mehr als doppelt kürzerer, jedoch beschwerlicher Weg dahin durch das Gebirge führte.

„Wir nehmen diesen geraden Weg“, sagte der Domherr zu seiner Reisegefährtin. „Auf seiner Mitte liegt Ovelgönne, und Ovelgönne ist das Ziel Ihrer Reise. — Johann“, befahl er dann seinem Diener, „Du besorgst sofort für uns eine Bergchaise nach Ovelgönne, eine recht bequeme, mit zwei Pferden. Du selbst fährst mit der Extrapost auf der Chaussee weiter bis Hofgeismar. Du fährst da zu unserm alten Quartier und bestellst sogleich ein Quartier für den General Steinau. Du verstehst Dich besser darauf als ich.“

Johann ging, die Chaise zu bestellen.

Der Domherr ging ihm doch noch nach.

„Johann“, hatte er ihm noch leise zu sagen, „sollte meine Nichte Gisbertine schon da sein, so sagst Du ihr nichts von der Frau und ihrem Kinde da.“

„Zu Befehl, Hochwürden Gnaden.“

Wer war denn diese Dame Gisbertine, vor der ihr eigener Onkel, der entschlossene, unabhängige westfälische Edelmann, fortwährend in solcher Furcht lebte, der er Fäufte in der Tasche machte, um sofort wieder, wie weit er auch von ihr entfernt war, schon in seinen Gedanken vor ihr zurückzuschrecken? Von ihrer Rücksichtslosigkeit hatte er gesprochen, eine Zänksche, eine Widerbellerin hatte er sie genannt!

Johann war schnell den Befehlen des Domherrn nachgekommen.

Gleichzeitig wurden an dem Reisewagen des Domherrn die Extrapostpferde eingespannt und fand sich die Bergchaise ein, in welcher der Domherr mit der Frau Mahler und ihrem Kinde weiter fahren wollte.

Die Bergchaise war ein hoher, breiter Kutschenkasten, der nur auf zwei weit auseinander stehenden Rädern ruhte und zwar von zwei Pferden gezogen wurde, aber nicht so, daß die Thiere neben einander an der Deichsel, sondern hinter einander in einer Scheere zogen. In dem tiefen Gebirge, wo die Wege steil und abschüssig laufen,

über Abgründen oft schräg genug herabhängen, kann man nur so fahren, und man fährt noch immer gefährlich genug.

Der kleine Koffer der Frau Mahler wurde hinten an der Chaise festgeschnallt; der Domherr hob die Frau und das Kind in das Innere, stieg ihnen nach.

Der Diener Johann wollte sich in sein Coupé hinten am eleganten Reisewagen des Domherrn setzen.

„Nichts da,“ rief der Domherr, „Du setzt Dich in den Wagen.“

Der alte Diener mußte sich in den Wagen setzen.

Beide Wagen fuhren gemeinschaftlich aus dem Thore des Städtchens Warburg. Gleich draußen, jenseits der Diemelbrücke, trennten sie sich. Die Extrapost fuhr geradeaus, weiter auf der Kasseler Chaussee. Die Bergchaise lenkte links ab in das Diemelthal hinein.

Die Diemel ist ein wilder Bergfluß. An einem Winkel des jetzt und auch damals schon preussischen Herzogthums Westfalen, im Fürstenthum Waldeck, aus hohem Berge sich ergießend, durchströmt sie von Westen nach Osten die Gebirge zuerst jenes Herzogthums Westfalen, dann das gleichfalls preussische Paderborner Land, wird darauf eine kleine Strecke die Grenzscheide zwischen Preußen und Hessen, tritt endlich eine Meile von Hofgeismar ganz nach Kurhessen und setzt in diesem Lande ihren Lauf

fort bis Karlsruhen, wo sie sich in die Weser ergießt. Von Warburg bis in die Nähe von Hofgeismar läuft sie zwischen besonders hohem Gebirge, das zum Theil die Egge oder das Eggegebirge genannt wird. Die Berge erheben sich zu ihren beiden Seiten meist hoch und schroff und wild, manchmal in einzeln stehenden Kegeln und Kuppen, manchmal in langgestreckten Wänden, treten bald unmittelbar an den Strom heran, daß er in schmalem, rauschendem Betie sich durch sie hindurchzwängen muß, treten dann wieder zu kleinern finstern Schluchten zurück und bilden dann und wann weitere, anmuthige Thäler. Sie sind zum größern Theil mit hohen dunklen Laubwäldern bedeckt, die sich von ihrer Spitze bis zum Fuße hinunterziehen; hohe, starre, abenteuerlich geformte Felsenmassen unterbrechen nicht selten den Wald. Von manchen Kuppen schauen einsam und melancholisch die Ruinen alter Ritterburgen herab; gleich bei Warburg stolz der Deisenberg, die Stammburg des alten Grafen- und Freiherrngeschlechts der Spiegel zum Deisenberg.

Die Diemel entlang, ihrem Laufe folgend, fuhr die Bergchaise mit dem Domherrn von Achen und seiner Begleiterin. Sie konnte nur langsam, nur im Schritt fahren; der Weg ging steil auf- oder abschüssig abwärts, hing manchmal fast über dem Wasser, das über Hunderte

von Füßen tief unter ihm rauschte, drängte sich dann wieder an starren Felsen und kantigen Abgründen vorbei.

Nach ein paar Stunden wurde es eben; er war in ein weiteres Thal eingebogen; in dem Thale waren Weiden, Wiesen, Saatsfelder; mitten dazwischen stand ein Haus.

„Ovelgönne!“ sagte der Domherr zu seiner Reisegefährtin. Er sprach das Wort leise und doch beinahe wie feierlich; die Stimme schien ihm zu zittern, versagen zu wollen.

Daß er seine Reisegefährtin hierher bringen wollte, konnte es nicht sein; etwas Anderes mußte ihn bewegt, ergriffen haben.

Die Frau Mahler bemerkte es wohl nicht. Sie war vor ihrem neuen Aufenthalts-, Bestimmungsort; das beschäftigte sie.

Sie blickte zum Wagen hinaus.

In der Weide gingen Kühe; in den Wiesen stand das Gras hoch und grün, rothe und blaue Blumen blühten dazwischen; auf den Feldern wogte das Korn voll und dicht in der klarsten Sommerpracht.

Eine kundige, tüchtige Hand mußte hier überall walten, ordnen, leiten.

Das zeigte auch Weiteres. Auf den Bergen, die das Thal auf dieser Seite der Diemel einschlossen, die also zu ihm gehörten, standen die Eichen mächtiger, die Buchen

höher, als man sie auf dem ganzen Wege bis dahin gesehen hatte; man sah, wie die Waldung forstmäßig in Schläge eingetheilt war. Unten an seinem Fuße waren geordnete Holzablagen; das geschlagene Holz lag in abgemessenen Haufen aufgeschichtet; riesige Eichenstämme lagen daneben, theils schon behauen, theils noch unbehauen, um später zu der Diemel geschafft zu werden und in dieser als Flößholz bis Karlsruhen und von da weiter, die Weser hinunter, in das Meer zu gehen.

Das Herrenhaus lag an einem Gärtchen, in dem die Aepfelbäume noch blühten, die Kirschbäume schon ihre rothe Frucht trugen.

Hinter dem Herrenhause erhoben sich Scheunen, Remisen, Stallungen, andere Nebengebäude.

Ueberall herrschte Ordnung und Keulichkeit.

Das Herrenhaus selbst endlich war ein altes, wunderliches Gebäude, nicht groß und breit, aber hoch, das Dach spitz, die Mauern fast roh von grauen Feldsteinen aufgeführt, an den vier Ecken und in der Mitte häßliche runde Thürme; die Fenster sparsam, schmal, ohne Ordnung und Symmetrie bald hier, bald dort, bald hoch, bald niedrig angebracht.

Hatte die Pietät das plumpe, häßliche, aber alte und alterthümliche Gebäude erhalten? Jedenfalls war es mit Liebe erhalten und mit Sorgfalt, mit jener

ganzen Ordnung und Sauberkeit, die man rund umher wahrnahm.

Das Thal war nicht groß und schloß sich schon nach vielleicht zehn bis zwölf Minuten wieder. Es war desto anmuthiger.

Die tiefste Stille herrschte neben jener Ordnung und Sauberkeit darin. Es war gegen fünf Uhr nachmittags, als die Chaise hineinfuhr. In den Feldern und Weiden waren nur wenige Menschen beschäftigt; die Saat war ja überall bestellt und die Zeit der Ernte noch nicht da. Nur hinten an den Holzablagen sah man fleißiges Treiben und hinten aus den Bergen und Wäldern tönten die Schläge der Axt und das Schrillen der Säge herüber. Die Waldvögel sangen lustig darein.

Das waren die einzigen Laute, die man vernahm.

In das Alles schien so klar und hell die Sonne des Sommernachmittags hinein.

Auch in das Innere der Frau Mahler hatte sich eine feierliche Stimmung gelegt. Sie sollte ja hier bleiben, in diesem sehr einsamen Thal, in dieser Stille der Natur und des Lebens, aber auch in dieser so sicher geordneten Geschäftigkeit.

Der Domherr unterbrach ihr diese Stimmung, oder er unterbrach sie auch wohl nicht.

„Meine Karoline ist hier Herrin!“ sagte er.

Und er sprach die Worte wieder mit fester und klarer Stimme, er sprach sie stolz, indem er stolz mit der Hand durch das Thal zeigte.

Sie kamen an dem Herrenhause an.

Es war ihnen unterwegs Niemand begegnet. Auch vor dem Hause waren keine Leute.

Der Domherr sah nach einem der schmalen Fenster in den hohen grauen Mauern hinauf. Es stand offen; man sah schneeweiße Vorhänge hindurch, auf dem Gesimse blanke Blumentöpfe mit blühenden Hyacinthen, Rosen und Nelken.

Die Augen des Domherrn suchten etwas Anderes.

„Sie ist nicht da!“ sagte er. „Sollte sie nicht zu Hause sein?“

Die Chaise hielt vor dem Hause, an einem der dicken runden Thürme, der in der Mitte der Vorderfronte stand. Durch ihn gelangte man in das Haus. Das Eingangsthor war roh wie der Thurm, aber eng; ein Wagen konnte nicht hindurchfahren.

Der Domherr sprang aus der Chaise.

Man hatte im Innern des Hauses die Ankunft des Wagens gehört.

In der Thür erschien eine alte Frau.

Sie erkannte den Domherrn.

„Herr des Himmels, Euer Gnaden!“ rief sie.

Ihre Augen leuchteten.

„Ist die Mamsell zu Hause?“ fragte der Domherr hastig.

„Die wird sich freuen!“ jubelte die Frau. „Die hat sich um Euer Gnaden gebangt. Sie waren im vorigen Sommer nicht gekommen, auch keine Nachricht von Ihnen. Wir wußten nicht, ob Sie lebten oder todt waren. Die arme Mamsell weiß es noch nicht —“

„Ist die Mamsell zu Hause, Alte?“ wiederholte der Domherr.

„Sie ist ausgefahren.“

„Wohin?“

Er erhielt keine Antwort.

Die alte Frau hatte die fremde Frau gesehen, das Kind. Sie stand erstaunt, fast betroffen. Man sah ihr an, wie sie sich fragte: Wie kommt der alte Herr zu der Frau mit dem Kinde? Und was soll sie hier? Was soll die Mamsell mit ihr, nach der er so hastig, so dringend fragt?

„Alte, wohin ist die Mamsell Karoline?“ rief der Domherr.

Karoline, seine Karoline, die hier Herrin war, seine vortreffliche Karoline mit dem edlen Herzen war die Mamsell, nach der er fragte, einfach eine Mamsell!

Die alte Frau antwortete ihm:

„Sie ist nach Niederhelmern gefahren, Euer Gnaden. Bei dem Bauer Henke ist es nicht recht.“

„Und da hilft sie wohl!“

„Es geht den Leuten nicht gut.“

„Ja, ja“, sagte der Domherr, und seine Augen leuchteten, „wo es Jemand nicht gut geht, da muß das brave Mädchen dabei sein, um zu helfen.“

„So ist es, Euer Gnaden“, bestätigte die Alte.

„Und wann wollte sie zurückkommen?“ fragte der Domherr.

„Das kann noch eine Stunde oder anderthalbe dauern. Niederhelmern ist drei Viertelstunden von hier. Sie ist erst vor kaum einer Viertelstunde weggefahren, und sie wollte, wenn sie noch Zeit hätte, auf dem Rückwege im Walde nach der neuen Eichenpflanzung sehen.“

„So sehe ich sie heute nicht mehr“, sagte der Domherr. „Ich habe noch stark zwei Stunden bis Hofgeismar zu fahren; ich muß bei Zeiten da sein, wenn Dame Gisbertine nicht — Alte Christine, ich habe Euch Besuch mitgebracht.“

„Was Euer Gnaden mitbringen, ist immer gut“, sagte die alte Christine.

„Ja, ja. Und eine Freundin für die Mamsell.“

Er wandte sich zum Wagen.

„Darf ich bitten, auszustiegen, liebe Frau Mahler?“

Er sprach mit jener vollen ehrerbietigen Höflichkeit, mit der er in Paderborn die Frau aus dem Wagen gehoben und in das Posthaus geführt hatte. So war er ihr auch hier wieder beim Aussteigen behülflich.

Die alte Christine stand nicht mehr betroffen. Sie kam dem Domherrn fast zuvor.

„Wollen die gnädige Frau mir nicht das Kind geben?“ bat sie.

„Gnädige Frau will sie hier nicht sein“, sagte der Domherr. „Das Kind kannst Du nehmen, Alte. Und nun führe uns in das Stübchen der Mamsell.“

Die Alte nahm das Kind und trug es in das Haus.

Der Domherr und die Frau Mahler folgten ihr.

Das Innere des Hauses war wohl nicht minder sonderbar eingerichtet, wie das Aussehen des Aeußern war, und doch entsprach es diesem nicht. Durch das enge Eingangsthor trat man sofort in eine Vorhalle. Sie war weit, niedrig, grau. Es herrschte kaum ein Halbdunkel darin; sie empfing ihr Licht nur durch zwei der schmalen Fenster, die zur Seite der Thür oben neben deren Gesimse angebracht waren. Die grauen Wände waren völlig kahl. Es befand sich nur noch eine einzige niedrige Thür darin, der Eingangsthür gegenüber. Rechts im Hintergrunde war eine Treppe, die in die obern Theile des Hauses führte. Sie war von Stein, breit, bequem.

Die alte Frau erstieg sie. Der Domherr und die Frau Mahler folgten. Man kam in einen schmalen, ziemlich hellen Gang. Die zweite Thür des Ganges wurde von der alten Frau geöffnet.

Sie traten in das Gemach, in das sie führte.

Es war ein kleines Stübchen, dasselbe, durch dessen offenes Fenster man von außen die schneeweißen Vorhänge, die zierlichen Blumentöpfe mit den blühenden Rosen und den andern Blumen des Sommers gesehen hatte. Es herrschte eine wunderbare Einfachheit darin; nur wenige Möbel von derbem Eichenholz; aber sie mußten schon seit Hunderten von Jahren gestanden haben, das Holz war dunkelbraun vor Alter. Sie hatten vielleicht auch schon seit mehr als hundert Jahren in dem Stübchen gestanden und auf der nämlichen Stelle, auf der man sie heute noch sah; jedes einzelne Stück paßte gerade dahin; man konnte es sich auf keinem andern Platze denken. Zu der Einfachheit und Ordnung kam die höchste Sauberkeit; die alten Möbel glänzten, als wenn sie am Tage vorher frisch aufpolirt wären; über der Kommode lag ein Tuch, so weiß wie die Vorhänge des Fensters; über den Tisch war eine Decke von dem feinsten grauen Leinwandamast gebreitet; an dem Schranke wie in dem ganzen Zimmer war kein Stäubchen zu sehen.

Die Einfachheit thut immer und überall wohl; Ord-

nung und Reinlichkeit können übertrieben sein und machen dann ängstlich. Hier paßten sie zu der Einfachheit; hier that Alles wohl; man fühlte sich behaglich, heimlich, heimisch. Und unwillkürlich mußte man an die Hand denken, die hier geordnet hatte, die hier waltete. Es konnte nur eine weibliche Hand sein.

„Führe uns in das Stübchen der Mamsell“, hatte der Domherr der alten Frau befohlen.

Sie waren in dem Stübchen der Mamsell Karoline, der Herrin des Hauses, der Besizung in dem Thale.

Der Domherr war schon still in die halbdunkle Halle eingetreten; er hatte, während sie die Treppe hinauffstiegen, kein Wort gesprochen; in dem Stübchen schien es ganz wie eine feierliche Rührung über ihn gekommen zu sein. Er warf einen schnellen Blick umher.

„Ah, ah“, sagte er leise für sich.

Dann trat er rasch an das Fenster, und da stand er lange und still, als wenn er hinausblickte. Aber er sah wohl nicht hinaus; er wollte sein Gesicht, seine Augen nicht sehen lassen.

„Setzen Sie sich, liebe Frau Mahler“, sagte er einmal, und seine Stimme klang so sonderbar bewegt, und er wandte sich nicht um zu der Frau, zu der er sprach.

Erst nach einer Weile drehte er sich wieder um. Er

sah sehr ernst aus; seine Augen blitzten nicht, sie schienen feucht zu sein.

„Christine, besorge uns einen Imbiß“, sagte er zu der Frau.

Die Alte verließ das Zimmer.

Zu seiner Reisegefährtin sagte er dann:

„Sie nehmen es mir doch nicht übel, liebe Frau, wenn ich Sie verlasse? Ich muß fort; ich kann nun einmal nicht anders.“

„Ich würde bedauern“, erwiderte ihm die Frau, „wenn Sie sich um meinetwillen den geringsten Zwang auflegten.“

„Um, es wäre besser, wenn ich es thäte. Dame Gisbertine —“

Er brach ab, wie so oft, wenn er von der Dame Gisbertine sprach.

„Aber ich lasse Ihnen ein paar Zeilen zurück“, setzte er hinzu.

In einer Ecke des Zimmers neben dem Fenster stand ein kleiner Schreibtisch mit einer Schieblade, in der der Schlüssel steckte. Der Domherr setzte sich an den Tisch. In der Lade mußte sich Schreibmaterial befinden. Aber er öffnete sie nicht. Sie konnte auch Briefe, andere Geheimnisse der abwesenden Bewohnerin des Zimmers verbergen. Er zog aus der Tasche seines Rocks ein Notiz-

buch hervor, riß aus diesem ein Blatt heraus und schrieb darauf mit einer Bleifeder, die er bei sich führte.

Das Geschriebene gab er offen der Frau Mahler.

„Es ist an Karoline. Aber ich bitte Sie, es zu lesen. Vielleicht wünschen Sie etwas hinzugesetzt.“

Die Frau mußte es lesen. Es lautete:

„Vor allem, meine liebe, gute Karoline, daß ich noch lebe. Näheres darüber später, morgen oder übermorgen. Ich habe Dir eine Frau zugeführt, mit der Bitte, sie freundlich aufzunehmen. Ich sage Dir nichts über sie, wie ich ihr nichts von Dir gesagt habe. Ihr werdet Freundinnen werden; dann sagt Ihr Euch selbst und von selbst Alles. Dein Florens.“

„Ist es so recht?“ fragte er.

„Wie bin ich Ihnen für Ihre Güte dankbar!“ sagte die Frau.

„Nicht nöthig! Nicht nöthig!“

Die alte Christine hatte den Imbiß gebracht.

Er schenkte sich ein Glas Wein ein, trank es aus und nahm ein Stück Brod in die Hand.

Damit brach er auf.

„Gehe es Ihnen gut, liebe Frau Mahler. Grüßen Sie die Karoline von mir. In ein paar Tagen sehe ich nach, wie es Ihnen hier geht.“

Er gab der Frau die Hand, verließ das Zimmer, das

Haus, sagte der alten Frau ein kurzes Adieu und stieg wieder in seinen Wagen.

Der Wagen fuhr dem andern Ende des Thals zu. In dem Thale begegnete man noch fortwährend jener Ordnung und stillen Geschäftigkeit.

Der Domherr sah mit Wohlgefallen hinein.

„Auf Allem, was sie thut, ruht der Segen Gottes“, sagte er.

Als er das Thal verlassen hatte, kam er wieder in engere Schluchten. Aus diesen führte dann der Weg nach Hofgeismar geradeaus in eine weite Hochebene, während die Diemel mit ihren Bergen und Schluchten und Thälern nach links abzog.

Der Wagen des Domherrn hatte in dem Wege nach Hofgeismar noch keine zwanzig Schritte zurückgelegt, als links von der Diemel her laut gerufen wurde.

„Dükel Florens! Dükel Florens!“ rief jubelnd eine weibliche Stimme.

„Halt! halt!“ rief der Domherr seinem Kutscher zu. Eine offene Bergchaise, ähnlich der des Domherrn, kam das Ufer der Diemel entlang.

Eine einzelne Dame saß darin.

Der Domherr hatte sie schon an der Stimme erkannt. Als er sie sah, war er auch schon aus seinem Wagen heraus, in einem Sprunge.

In einem Sprunge flog auch die Dame aus dem
ihrigen, dem alten Herrn entgegen.

„Onkel Florens! Du lebst noch!“ rief sie.

„Karoline, mein Engel!“ rief er.

Die Dame lag in seinen Armen.

Der Domherr umfing sie.

Sie küßten sich! wie Vater und Tochter, die nach
langer Trennung sich wiedersehen.

Es war eine schöne, junge Mädchengestalt, groß, fast
majestätisch, schlank und elastisch dabei; das Gesicht frisch
wie Milch und dabei so treu und ehrlich und so
klug und verständig, das ganze Wesen so einfach und
natürlich und doch so voll Anmuth und Adel.

Das schöne Gesicht strahlte in Glück und Freude.

Glück und Freude glänzten in dem Gesichte des Dom-
herrn.

„Mädchen, Du wirst ja immer schöner“, sagte er. „Und
auch gewachsen bist Du noch. Wie alt bist Du denn?“

„Neunzehn Jahre, Onkel Florens.“

„Ja, ja, neunzehn Jahre! Wie die Zeit vergeht!“

Und durch das Gesicht des Domherrn zog etwas
wie eine sehr wehmüthige Erinnerung.

Aber er fuhr mit der Hand über die Stirn und die
Augen, wohl damit sie ihm nicht feucht werden sollten
und er das schöne Mädchen wieder recht klar und

hell ansehen könne. Und er verlor sich in ihrem Anschauen.

Das Mädchen hatte wohl nicht gesehen, wie ihm das Herz war bewegt worden.

„Aber wo warst Du im vorigen Jahre, Onkel Florens?“ fragte sie. „Wenn Du wüßtest, wie ich mich geängstigt habe!“

Die Frage schien den Domherrn verlegen zu machen. „Wir reden ein andermal darüber, Karoline.“

Sie konnte dennoch nicht abbrechen.

„Ich hatte Dich so sicher erwartet. Du warst ja noch keinen Sommer ausgeblieben, solange ich zurückdenken kann. In den letzten Tagen des Juni warst Du immer spätestens eingetroffen. Es kam der erste, der zweite, der dritte Juli; Du kamst nicht nach Dölgönne. Ich schickte zum Bade; Du warst auch da nicht. Ich wartete noch zwei Tage. Da konnte ich es nicht mehr aushalten; ich fuhr selbst nach Hofgeismar. Du warst nicht da; man wußte nichts von Dir; nicht in Deinem Quartier, in dem Du seit dreißig Jahren und länger Sommer für Sommer gewohnt hattest, nicht unter Deinen alten Bekanntschaften des Bades. Kein Mensch hatte nur das Geringste von Dir gehört. Die Leute meinten, Du müßtest krank sein, Du werdest später als Reconvalescent noch eintreffen. Aber Du kamst auch

später nicht. Der ganze Sommer verging, Du kamst nicht. Ich glaubte Dich todt. Aber eine Stimme in meinem Herzen sagte mir, es sei nicht so; Du hättest unmöglich sterben können, ohne an mich zu denken, ohne irgend einem Menschen den Auftrag zu geben, daß er mir Deinen Tod mittheile.“

Sie konnte nicht weiter sprechen, sie mußte laut schluchzen; die hellen Thränen liefen ihr über das schöne, frische, so edel geformte Gesicht.

Der Domherr ergriff gerührt ihre Hand.

„Ich lebe ja noch, Kind! Ich lebe ja noch!“

Das Mädchen fuhr fort:

„Auch der Herbst verging und auch der Winter und das Frühjahr wieder, und immer und immer kam keine Nachricht von Dir, und ich konnte nicht an Dich schreiben; ich wußte nicht, wo Du warst. Du hattest es mir ja nie gesagt. Der Onkel Florens aus Westfalen, der meist am Rhein wohnte und alle Jahre im Sommer zu mir nach Ovelgönne kam, mehr hatte ich ja nie von Dir zu wissen gebraucht. Domherr von Achen, weiter stand nichts in den Kurlisten zu Hofgeismar, und mehr wußte Keiner von Dir, den ich fragte, und Westfalen ist groß. O, wie schwere Angst und Sorge hatte ich um Dich! Und kein Mensch konnte sie mir abnehmen. Nur das Bild meiner Mutter trug sie mit mir, theilte sie mit mir.“

Ja, lieber Onkel Florens, wenn ich vor dem blaffen Gesichte saß — aber Du lachst mich aus!“

Er lachte sie nicht aus.

Ein heftiger innerer Schmerz hatte ihn wohl übermannen wollen, und um ihn nicht aufkommen zu lassen und zu zeigen, hatte er seinem Gesichte Gewalt angethan, daß das Mädchen meinte, er lache.

„Nein, nein, Karoline, mein Engelskind!“ rief er. „Und nun verzeihe mir. Ich habe Unrecht an Dir gethan. Alle Junggesellen werden ja die verkörperten Egoisten.“

„Du Egoist, Onkel Florens?“

„Was anders? Aber ich werde mich bessern, und noch heute werde ich dahinten in der Brunnenliste meine Adresse einschreiben, daß jedes Kind wissen kann, wo ich in der Welt zu finden bin, und Du sollst mir von nun an regelmäßig alle Vierteljahre schreiben, oder noch lieber alle Monate, wenn es Dir nicht zu viel Last macht.“

„Alle Monate, Onkel Florens!“

„Und Du sollst mir Alles schreiben, was Du auf dem Herzen hast, und auf jeden Brief sollst Du eine Antwort von mir erhalten. Bist Du nun zufrieden mit mir?“

„Wer könnte unzufrieden mit Dir sein, lieber Onkel Florens!“

Aber als er von dem sprach, was sie auf dem

Herzen habe, war sie auf einmal nachdenklich geworden.

„Um, warum machst Du denn das Leichenbittergesicht?“ fragte er sie. „Vorhin, im ersten Augenblicke, da Du mich sahst, hattest Du nur die helle Freude in den Augen, in den Händen, in den Füßen — wie sprangst Du aus dem Wagen! Das Herz bebte mir! Was hast Du jetzt?“

Der alte Herr hatte recht gesehen; die helle Freude war nicht mehr in dem schönen Gesichte seines Engelkundes; eine Verlegenheit, die an Angstlichkeit grenzte, spiegelte sich darin, und sie wuchs, während der Domherr davon sprach.

„Wann kommst Du nach Ovelgönne, Onkel?“ fragte sie. „Ist das die Antwort auf meine Frage?“

Sie schlug die Augen nieder.

„Ah, wenn ich komme, soll ich die Antwort erhalten?“

Sie nickte.

„Mädchen, Du hast etwas auf dem Herzen! Heraus damit, jetzt gleich!“

Sie hatte mit Bedenken gekämpft; sie hatte sie aber auch mit ihrem klaren, richtigen Sinn schnell überwunden.

„Ja, Onkel Florens, ich habe etwas auf dem Herzen. Ich bin Braut.“

„Und ich erfuhr nichts davon?“

„Wußte ich, wo Du warst?“

„Erzähle mir, mein Kind.“

Der Domherr war doch ernst, sehr ernst, fast besorgt geworden.

„Hast Du von dem Major Friedrichs gehört?“ fragte das Mädchen.

„Major? Major?“ rief der Domherr. „Major war er in den Feldzügen der vorigen Jahre. Jetzt ist er Oberstlieutenant, Commandeur eines Landwehrregiments. Er ist einer der tapfersten Offiziere der Armee; die Zeitungen berichteten alle Tage von ihm. Was soll der?“

Das Mädchen hatte ihm mit leuchtenden Augen zugehört.

„Er ist mein Bräutigam“, sagte sie stolz und glücklich.

„Erzähle mir, Mädchen.“

„O, Onkel Florens, das ist eine lange Geschichte.“

„Also eine Liebesgeschichte?“

„Ja.“

Der Domherr hatte sich rasch besonnen.

„Höre, Karoline, so erzähle sie mir heute nicht, aber morgen oder übermorgen, wenn ich zu Dir komme, und dann vor dem Bilde Deiner Mutter!“

„Das soll geschehen, lieber Onkel Florens.“

Dem Domherrn war dann etwas Anderes eingefallen,

und es trübte ihm die Freude, und er durfte es doch nicht zeigen. Fragen mußte er aber.

„Hast Du kürzlich Nachricht von ihm?“

„Vor acht Tagen die letzte.“

„Und woher?“

„Aus Namur! Er erwartete bald eine Schlacht.“

„So, so! Nun, morgen, spätestens übermorgen erzählst Du mir. Aber jetzt eine Bitte an Dich, mein liebes Mädchen.“

„Du ~~an~~ mich eine Bitte?“

„Ich habe Dir eine Unglückliche zugebracht, eine Frau mit ihrem Kinde; Frau Mahler heißt sie. Weiter weiß ich eigentlich nicht viel von ihr. Was es noch ist, wird sie Dir selber sagen, und wenn Ihr Freundinnen werdet — ob Ihr es werden könnt, werdet Ihr ja schon sehen — so wird sie Dir wohl noch mehr sagen. Nimm sie jedenfalls mit der Liebe und Freundlichkeit bei Dir auf, die das Unglück verdient.“

„Ihr Unglück wird mir heilig sein, Onkel.“

„Ich wußte es. Und nun noch eine Frage. Du kommst von Niederhelmen, wie mir die alte Christine sagte. Hast Du dort helfen können? Es macht Dir Freude zu helfen, und ich möchte Deine Freude theilen.“

Die Augen Karolinens waren trübe geworden.

„Ich konnte nicht helfen. Da war großes Unglück.“

Der Krieg hat den armen Leuten die Stütze genommen. Der Ernährer der Familie wurde zur Landwehr eingezogen; da sind sie immer mehr heruntergekommen, und nicht bloß in ihrem Nahrungsstande."

"Du sollst mir auch das nächstens erzählen. Ich habe jetzt keine Zeit mehr. Ich werde in Hofgeismar erwartet. Habe ich Dir schon von meiner Nichte Gisbertine gesprochen?"

"Noch nie."

"Ja, ja — vor zwei Jahren! Nun, Du sollst auch von ihr erfahren. Lebe wohl, mein Kind!"

Er nahm einen zärtlichen Abschied von ihr.

Sie setzte dann ihren Weg nach Ovelgönne, er den seinigen nach Hofgeismar fort.

Als er wieder allein war, sprach er für sich:

"Ja, ja, der Krieg, er ruiniert Alles, selbst die Freiheit, die er erkämpfen soll. Es ist eine alte Geschichte. Und die Landwehr, die die Throne wieder besetzt hat — hm, hm, die Welt weiß auch von einer uralten Geschichte zu sprechen, die man den Lohn der Welt nennt. Und die arme Karoline! Noch schlägt ihr das Herz so glücklich! Und vielleicht hat der Tod ihr schon in diesem Augenblicke den Mann ihres Herzens, ihres Glückes entrissen! Und das Herz der Unglücklichen, an dem sie einen Trost suchen könnte, wird es nicht den gleichen Verlust

zu beklagen haben, gar den Gatten, den Vater ihres Kindes? Aber sagte sie nicht, daß sie eine Verbrecherin sei? Gegen wen ist sie es? Wird der Tod des Mannes — Aber wer wird anklagen, wo er nichts weiß! — Und zu dem dritten Herzen, das in dem wilden Kriege zu verlieren hat, Alles, Alles verlieren kann, komme ich jetzt, und wird sie unglücklich sein, diese unglückliche Gisbertine?"

Er kam in Hofgeismar an. Die Sonne wollte gerade untergehen.

„Zu dem Linke'schen Hause!“ hatte er seinem Fuhrmann gesagt. „Kennst Du es?“

„Ja, Euer Gnaden.“

Er fuhr an dem Hause vor.

Der alte Diener Johann trat schon heraus.

„Alles in Ordnung, Johann?“

„Zu Befehl, Euer Gnaden!“

„Auch die Wohnung für den General?“

„Im zweiten Hause links hierneben.“

„Der General schon da?“

„Noch nicht.“

Der Domherr ging in das Haus.

Auch die Wirthsleute waren ihm schon entgegengekommen. Sie hatten ihre herzliche Freude, den alten langjährigen Gast wiederzusehen; der Domherr freute sich mit ihnen.

Dann riefen ihn die Klänge eines Posthorns wieder hinaus.

„Der Wagen des Herrn Generals“, sagte Johann.

Der alte Diener eilte zu dem Wagen, um ihn zu recht zu bringen.

Der Domherr folgte ihm langsamer zu dem zweiten Hause links nebenan.

Es war ein freundliches kleines Landhaus in einem reizenden Gärtchen. Man ging in Gärtchen und Haus ohne Stufen; dem General war das Bein zerschossen; er konnte also nicht wohl Treppen steigen.

„Der Johann hat an Alles gedacht“, sagte sich der Domherr. „Hm, hm, und Dame Gisbertine?“

Sie nur allein schien ihn am Ende zu beschäftigen.

Eine Extrapost, von Johann geleitet, hielt vor dem Häuschen.

Es war ein bequemer, eleganter Reisewagen; die Fenster waren niedergelassen, wohl gegen den Chausseestaub; er bedeckte sie, daß man nicht hindurchsehen konnte. Hintenan hing ein kleines Coupé, wie an dem Wagen des Domherrn; ein Bedienter und eine Kammerjungfer saßen darin.

Der Bediente war aus dem Coupé und an den Kutzenschlag gesprungen, als der Wagen hielt; an demselben Schlage stand der Diener des Domherrn.

Aber der Domherr war beiden zuvorgekommen; er hatte den Wagen geöffnet.

„Guten Abend, Better Steinau“, sprach er hinein.

„Guten Abend, Better Nschen“, wurde ihm geantwortet.

Es war eine tiefe Schlachtenstimme, die ihm antwortete.

„Better Steinau“, sagte der Domher, „wollen Sie zuerst aussteigen, oder sollen zuerst Ihre Krücken kommen?“

„Zuerst die Krücken.“

Zwei starke lange Krücken wurden aus dem Wagen gereicht; sie mußten für einen Niesen sein.

Der Domherr nahm sie und reichte sie dem Bedienten des Generals.

Aus der andern Ecke des Wagens kam eine Stimme.

„Onkel Florens, Du könntest mir behülflich sein; dem Onkel Steinau helfen die Bedienten.“

Es war eine außerordentlich wohlklingende Frauenstimme, die die Worte sprach; sie sprach nur nicht eben sehr sanft, vielmehr ungeduldig, fast befehlend.

Der Domherr blickte ruhig zu ihr in den Wagen hinein.

„Laß Dir von Deiner Jungfer helfen, Gisbertine. Wenn Du so alt bist wie Dein Onkel Steinau und auf Krücken gehen mußt wie er, dann sollst Du die erste sein.“

Er sprach es kalt und ruhig, wie sein Blick war. Und er sprach zu seiner Nichte Gisbertine, die ihm auf seiner ganzen Reise nicht aus den Gedanken gekommen war, deren mannichfache Rücksichtslosigkeiten ihm ebenso viele Befehle gewesen waren.

Er erhielt keine Antwort. Er schien auch keine zu erwarten.

Er half seinem Vetter Steinau aussteigen; die beiden Bedienten halfen ihm.

Der General von Steinau war eine fast riesige, kräftige, stramme Soldatengestalt. Das rechte Bein war ihm im vorigen Feldzuge zerschossen; es war zwar geheilt, der General konnte aber noch nicht darauf treten; das Bad sollte es ihm erst völlig wieder stärken. Als er seine Krücken unter den Armen hielt, stand und ging er fest und gerade, daß man meinte, er habe sofort wieder eine Schlacht commandiren oder auch wohl eine Parade führen können. Er war allerdings eine riesige, kräftige und prächtige Soldatengestalt; er hatte auch jene tiefe Schlachtenstimme, und er trug wohl als Zeugen seines persönlichen Muthes das Großkreuz des Ordens pour le mérite, das zugleich anzeigte, daß er im Besitze aller andern militärischen Orden seines Königs sei. Aber den großen Feldherrn glaubte man doch seinem strammen und steifen Wesen nicht ansehen zu können und man

mußte bei seinem Anblicke an die Gamaschenzeit denken, die freilich vorüber war, und an die Zeit der Paraden, die noch nicht vorüber war.

Daher verschwand denn auch wohl die kleine Gestalt des geistlichen Herrn nicht neben der riesigen des Soldaten. Der Domherr reichte dem General kaum bis an die Schultern, er war beweglich neben der Gemessenheit des Andern. Aber seine Bewegungen waren fein, vornehm, anmuthig, und sein Gesicht war aristokratisch geschnitten und aus seinen dunklen Augen blitzte Geist und die krausen grauen Haare deuteten Charakter an, während an dem General Alles eben nichts Ungewöhnliches zeigte.

Der General umharmte den Domherrn etwas steif.

Und der Domherr, wenn auch seine angeborene Gutmüthigkeit dem Gelähmten Hülfe geleistet hatte, machte doch wenig Umstände mit seinem Verwandten.

„Sie haben mich ja vortrefflich einquartiert“, sagte der General.

„Es soll mich freuen, wenn es Ihnen hier gefällt“, versetzte der Domherr. „Mein Johann soll Sie in das Innere führen. Ich muß mich doch nach der Gisbertine umsehen. — Johann, Du hast gehört.“

Damit kehrte er zu dem Wagen zurück.

Die Begleiterin des Generals war mit Hülfe ihrer Jungfer ausgestiegen.

Es war eine schöne junge Dame im Anfange der zwanziger Jahre; eine zierliche, reizende, schlanke Gestalt; reiches aschblondes Lockenhaar; dunkelblaue, außerordentlich sanfte Augen; blendend weißer, durchsichtiger Teint; bei dem Allem in dem feinen Gesichte, in dem ganzen zierlichen Wesen der Ausdruck einer gewissen Bestimmtheit und Entschiedenheit.

Sie war mit dem Ordnen ihres Anzugs beschäftigt, als der Domherr zu ihr trat; vielmehr die Jofe war es; die Dame ertheilte nur Befehle. Der Domherr stand vor ihr, sie blickte nicht nach ihm auf.

Der Domherr sah sie schweigend, mit einem eigenthümlichen Lächeln an.

„Guten Abend, Gisbertine“, sagte er dann.

Sie antwortete ihm nicht, sie sah nicht nach ihm auf.

„Guten Abend, Gisbertine“, wiederholte er mit seinem ruhigen Lächeln. „Du hattest bisher noch keinen für mich. Du hattest nur einen Befehl für mich.“

Die Dame sprach:

„Ich bin nicht gewohnt, vernachlässigt zu werden“, sagte sie, ebenfalls vollkommen ruhig.

„Guten Abend, Gisbertine“, wiederholte der Domherr nochmals.

„Guten Abend“, sagte sie kurz.

„Endlich!“ lächelte der Domherr.

„Also Du bist nicht gewohnt, vernachlässigt zu werden?“ fragte er dann.

„Ich sagte so“, erwiderte sie.

„Und wenn ich nun nicht gewohnt wäre, Befehle zu empfangen?“

„So passen wir nicht zusammen.“

„Und warum kamst Du denn hierher zu mir?“

„Um des Onkels Steinau willen.“

„Aber der Onkel Steinau wollte nach Pyrmont!“

„Ja!“

„Und von Dir ging der Gedanke aus, hierher zu gehen. Du wolltest also etwas von mir!“

Sie sah vor sich hin, ob sie ihm antworten sollte.

„Du wolltest etwas von mir, Gisbertine!“

Sie hatte noch keinen Entschluß gefaßt.

„Hast Du mir nichts zu sagen, Gisbertine?“ fragte er.

„Nein“, antwortete sie fast trotzig.

„Auch keine Frage an mich?“

„Nein!“ wiederholte sie fast heftig.

„Um, Gisbertine, seit heute früh wüthet die Schlacht drüben über dem Rhein.“

Sie zuckte zusammen. Ihr schönes Gesicht wurde weiß. Aber es dauerte kaum eine Sekunde. Dann hatte sie ihre volle Fassung wieder.

„Gehen wir ins Haus, Onkel Florens. Der Onkel

Steinau wird auf mich warten. Deinen Arm, wenn ich bitten darf."

Sie nahm seinen Arm.

„Du zitterst nicht, Gisbertine?“ fragte er.

„Zittern? Wovor?“ erwiderte sie stolz.

„Gisbertine, ich erhielt gestern Abend einen Brief von Gisbert.“

„Er lebt also noch!“ sagte die Dame kalt.

Der Domherr fuhr ruhig fort:

„Er schrieb aus Charleroi.“

„So!“

„Er erwartete am andern Tage eine Schlacht.“

„Warum erzählst Du mir das, Onkel?“

„Weil“ — der Domherr verlor doch beinahe seine Ruhe — „wenn der arme brave Mensch heute gefallen ist oder morgen fallen wird, Du seine Mörderin bist!“

„Ich erstaune, Onkel Florens.“

Der Domherr war wieder Herr über sich; es mochte ihm Anstrengung genug kosten.

„Gehen wir ins Haus, Gisbertine.“

„Ich hat Dich schon darum.“

„Noch eine Frage, Gisbertine“, sagte er dann. „Unter welchem Namen willst Du hier sein?“

Sie sah ihn verwundert an.

„Als Freifräulein von Aschen.“

„Hm“, sagte der Domherr.

Sie hatten das Haus erreicht.

„Du wirst allein sein wollen“, sagte der Domherr.

„Ja!“

Sie trennten sich.

Der Domherr blieb in tiefen Gedanken in der Hausthür stehen.

„Wie empfing die eine mich mit dem jubelnden Freudengeschrei! Und wie diese! Freilich, freilich! Karoline hat immer das brave, edle Herz, dem sie nicht den Schatten eines Vorwurfs machen kann. Und diese? Aber wie ist es denn? Macht denn der Mensch dem Herzen Vorwürfe, oder das Herz dem Menschen? Vom Gewissen spricht man! Was ist denn das Herz? Und was ist das Gewissen?“